



Berlin, den 13. Januar 1900.

Neupreußen.

Die im Deutschen Reich Mächtigen scheinen zu einer expansiven Politik nach großbritannischem Muster entschlossen. Sie sagen, das schnelle Steigen der Bevölkerungsziffer zwingt gebieterisch zu einer Verbreiterung des deutschen Waaren zugänglichen Absatzgebietes und zur Sicherung neuer Heimstätten, in denen, fern von Europas zu eng gewordenem Grenzen, deutsche Menschen unter dem Schutz der deutschen Flagge leben und ihrer Kinder Zukunft bestellen können. In hitziger, mitunter gewiß auch aufrichtiger Begeisterung wird die fast schon mit Händen greifbare Herrlichkeit eines Imperialismus geschildert, der allen Schichten ein Tausendjähriges Reich unermesslich gesteigerten Wohlstandes verheißt. Die Weise ist, wie ihr Entstehen, bekannt: die persönliche Stimmung des höchsten Reichsvertreters ist in ein dringendes Bedürfnis der mit den klügsten und geschicktesten Bankleitern assoziierten Großindustrie gemündet. Und so wird wahrscheinlich die Stimme der Warner verhallen, die darauf hinweisen, daß heute Deutschland nicht, wie einst England, als es den Weg zur Handelsweltmacht beschritt, unter den besten Kolonialgebieten die Wahl hat und als Exportstaat keinen ernsthaften Wettbewerb zu fürchten braucht. Die Aussicht auf reichen Gewinn, die ein längeres Dauern des sogenannten industriellen Aufschwunges eröffnet, läßt alle weiter schweifenden Bedenken schnell wieder schwinden und versöhnt selbst die humansten Gemüther mit dem Gedanken, das nächste Jahrhundert — das, trotz dem Bundesrathsbeschlusse, nicht vor dem ersten Januar 1901 beginnen wird — könne das Schauspiel sehen, wie mit

deutschen Kanonen ein Kundenmarkt nach dem anderen erobert wird. Vielleicht macht der Erfolg jede düstere Weissagung zum Gespött der später Lebenden; wir werden nicht lange genug hinschauen können, um zu einem endgiltigen Urtheil befähigt zu sein. Sicher ist uns nur Eins: mit dem alten Preußen, dem Preußen der Landräthe und Landarbeiter, der Unteroffiziere und Rekruten muß es bei dieser Entwicklung zu Ende gehen. Es ist nicht möglich, daß dieses ehrwürdige Gebilde erhalten bleibt, wenn das Reich, dessen stärkster Staat Preußen ist, sich rüstet, das Erbe der einstweilen noch mächtigsten Händlernation anzutreten.

Wie das neue Preußen aussehen wird? . . So oft ich dieser Frage nachdenke, steigt meiner Erinnerung das Bild der schönen alten Stadt Danzig auf, in deren Nähe ich sechs Monate und einen halben zu vegetiren gezwungen war. Es ist eine schöne Stadt, von deren intimen Reizen der Westdeutsche selten eine zutreffende Vorstellung hat, eine Stadt von eigenem, dem Auge rasch faßbarem Charakter, eine Stadt, die im Wald und am Meer liegt. Wer nur ein paar Stunden da verweilt, im Reichshof oder im Rathskeller gegessen, einen flüchtigen Blick in den Artushof und die Marienkirche geworfen und die Beischläge der Frauengasse bewundert hat, ahnt wenig von diesen Schönheiten; er müßte erst im engen Gassengewirr des Hafenviertels, am Stockthurm und am Hohen Thor heimisch werden, das anmuthige Jaeschenthal durchwandern, das von der See bespülte Baumbouquet der Westerplatte und die wundervollen Wälder von Oliva lieben lernen, um zu erkennen, was dieser Landstrich dem wachen Sinn des Schauenden bietet. Und da, zwischen der Mottlau und Neufahrwasser, wird jetzt ohne viel Geräusch der Versuch gemacht, einem neuen Preußen die Grundlagen zu bereiten. Der Provinz Westpreußen ward das Glück, einen Oberpräsidenten zu haben, der kein Bureaukrat ist und dem es nicht genügt, die von Berlin eingehenden „Sachen“ nach der Schnur aufzuarbeiten. Herr von Gögler ist ein Mann von ungemeiner Auffassungsfähigkeit, ein gebildeter, saturirter, regjamer und energischer Mann ohne persönlichen Ehrgeiz. Er ist im Stande, brauchbare Menschen zu finden, sich ihrer im Einzelnen besseren Sachkenntniß zu fügen und ihnen, auch wenn ihm daraus Unbequemlichkeiten und Anfeindungen erwachsen, die Treue zu halten. Er kennt die seiner Obhut anvertraute Provinz ganz genau, hält sich nicht hochmüthig dem Leben ihrer Bewohner fern und ist überall zu finden, wo es anzuregen, zu fördern, zu organisiren gilt. Hätte Preußen mehr Verwaltungsbeamte solchen Schlages, dann stünde es um die nationale und wirthschaftliche Zukunft der Ostmarken weniger

schlimm. Leider ist nicht für eine Auslese der Tauglichsten gesorgt; und im Allgemeinen herrscht bei uns noch die rückständige Anschauung, ein Oberpräsident habe den Weisungen seines Ministers zu gehorchen, für gute Wahlen und leidliche Repräsentation aufzukommen, den berühmten Umsturzgeflüsten in Reden und Verfügungen entgegenzutreten und im Uebrigen die Dinge gehen zu lassen, wie es Gott und der königlichen Staatsregierung gefällt.

Herr von Gösler faßt seine Amtspflicht anders auf. Er mag, als er nach Westpreußen versetzt worden war, das Gefühl gehabt haben, in eine Kolonie zu kommen, für deren Gedeihen so ziemlich Alles erst zu thun sei. Zwar hatte die Provinzialhauptstadt in ihrem Abgeordneten, dem freisinnigen Herrn Rickert, einen nicht immer ohnmächtigen Schutzpatron gehabt. Aber der gefeierte Bugiger hatte seinen lichterloh brennenden Eifer und seine hastig sprudelnde Beredsamkeit ausschließlich für die Interessen des Handels eingesetzt; und dieser Handel, dem das Hinterland fehlt und die Schifffahrt entschwindet, war selbst auf den vielfach verschlungenen Pfaden des Caprivismus nicht mehr zu retten. Der neue Oberpräsident, dem kein doktrinäres Vorurtheil den Blick blendete, sah um sich und merkte bald, daß nur außerordentliche Mittel den Niedergang der Provinz hemmen könnten. Er sah in Danzig einen leeren Hafen, eine verarmende Kaufmannschaft und ein wachsendes kassubisch-polnisches Proletariat, das die deutsche Zukunft des Weichsellandes bereits ernstlich bedrohte. Als ein fleißiger Schüler Bismarcks hatte er mit der Summe des jeweilig Möglichen rechnen gelernt. Eine direkte Einwirkung auf die Staatspolitik war ihm versagt; er konnte den westpreussischen Landwirthen weder höhere Kornpreise noch eine seßhafte Arbeiterbevölkerung sichern, sondern nur versuchen, zunächst einzelne industrielle Centren zu schaffen, deren Betrieb später auf das Land hinaus zu decentralisiren wäre. Dieses Bemühen stieß auf manche Schwierigkeit. Die alten, in ganz anderen Anschauungen erwachsenen Danziger hielten sich den Plänen, die ihnen zum großen Theil wohl utopisch schienen, fern und erst 1896 erstand in dem aus Westfalen eingewanderten Fabrikanten Marx dem Oberpräsidenten ein sachkundiger Helfer. Dieser mit ungewöhnlicher Willenskraft und starkem Geschäftspürsinn ausgestattete Mann hatte das Terrain sorgsam abgetastet und gefunden, die Stadt Danzig, der die Tote Weichsel einen natürlichen, für Schiffe von beträchtlichem Tiefgang befahrbaren Hafen und die Schifffahrt gute und billige englische Kohle liefert, biete industriellen Unternehmungen günstige Chancen. Daß er diesen Glauben hatte, nützte freilich noch nicht viel; er mußte zu ihm

erst die Anderen befehlen, mußte den Zweiflern beweisen, am Ufer der Toten Weichsel könne neues Leben entsprossen. Herr Marx gründete die Ostdeutschen Industriewerke, in denen Dampfessel, Wasserreiniger, Brücken und ähnliche Dinge gebaut werden, und die Nordische Elektrizität-Aktiengesellschaft, die bald einzelnen Städten Westpreußens Centralen und Straßenbahnen liefern konnte. Als das erste Unternehmen sichtbar gedieh, wurde es möglich, den Rahmen zu erweitern und fremde Kräfte heranzuziehen. Mit der Hilfe eines rheinischen Großindustriellen wurde eine Waggonfabrik gebaut, an deren Entstehen sich die Gründung einer Radfabrik schloß, der Bau einer elektrischen Vorortbahn, die den Arbeitern einen schnellen und billigen Verkehr zwischen Wohnung und Werkstätte gewähren soll, wurde in Angriff genommen und bis zum Jahre 1898 waren in den neuen industriellen Unternehmungen schon sechs Millionen Mark angelegt. Das ist nach westdeutschen Begriffen recht wenig, für das Weichselland aber, in dessen Gewerbe die Kapitalisten lange nicht eine Mark investieren mochten, sehr viel. Um mehr zu erreichen und die großen Unternehmer des Westens für das östliche Kolonialwerk zu erwärmen, reiste der Oberpräsident mit seinem Vertrauensmann ins rheinisch-westfälische Industriegebiet, wo er wichtige Helfer warb und mißtrauische Konkurrenten für die Förderung seines Planes gewann. Das vermehrte Kapital gab die Möglichkeit, an die Schaffung einer Hüttenindustrie zu gehen, von der Regierung wurde eine Erweiterung der Werstanlagen und die Gründung einer Technischen Hochschule in Danzig zugesagt und die in der Diaspora der Ostprovinzen lebenden Unternehmer schlossen sich zu einem ostdeutschen Verband zusammen, dessen Aufgabe sein soll, die — vorwiegend für das Inland arbeitende — Industrie des preußischen Ostens zu heben. Und diese schnelle Entwicklung ist nach allgemeinem Urtheil der stetigen Energie des Herrn von Gohler zu verdanken.

Die Schornsteine, die jetzt zwischen dem Grünen Thor und dem Leuchthurm von Neufahrwasser aufragen, stören dem Betrachter das schöne Bild; und es fehlt nicht an Stimmen, die das schwarz aus den Schloten steigende Gewölk als ein schlimmes Zeichen deuten. Die Industrialisierung, so rufen sie, werde überleitet und müsse mit einem Provinzialkrach enden, dessen Folgen unübersehbar seien. Je ne juge pas: je constate. Wer das alte Preußen einem lockenden Lustgebilde opfert, Der muß doch mindestens entschlossen sein, dem neuen Preußen, so weit ers vermag, den Weg ins Leben zu ebnen. Dem neuen wird der patriarchalische Reiz des alten Preußens fehlen; es wird nicht mehr konservative Grundbesitzer in die Parlamente schicken, dem Heer

nicht mehr die strammsten Unteroffiziere liefern, nicht mehr das angestammte Erbgut der Hohenzollern sein. Da es anders aber vor Slavifirung und Nothstand nicht zu bewahren scheint, wird man auf dem einmal betretenen Weg ohne Zaudern fortschreiten müssen. Die im Osten thätigsten Männer können kein Werk von nützlicher Dauerbarkeit schaffen, wenn ihr Wille sich stets an dem zähen Widerstande der berlinischen Bureaucratie bricht und sie nicht durchsetzen können, daß zur Besserung ungewöhnlicher Zustände ungewöhnliche Mittel angewandt werden. Seit Jahren wird in offiziellen Reden und Schriftstücken von der „Hebung des Ostens“ gesprochen; bisher ist von Berlin noch keine ernsthafte Hilfe gekommen und in der Thronrede, mit der am neunten Januar der preußische Landtag begrüßt worden ist, wird außer der Weichselregulirung und einer in Richtung und Ziel nicht deutlichererkennbaren „Vervollständigung des Staatseisenbahnnetzes“ den schwer bedrängten Provinzen nicht das Geringste in Aussicht gestellt.

Die Steuerleute des Neuen Kurses sollten endlich erkennen, daß sie keine Zeit mehr verlieren dürfen, wenn sie die Ostmarken dem Deutschtum erhalten wollen, und daß diese Erhaltung für Staat und Reich sehr viel wichtiger ist als der Besitz Kiautschou und der Marianen. Auch Preußen hat Kolonialpolitik großen Stils zu treiben; seine Kolonien liegen in den Gebieten der Oder, der Weichsel, der Warthe. Die Möglichkeit einer Bodenpolitik, die den Ackerbau auch in schlechten Jahren wieder zu einem auskömmlichen Gewerbe macht, wird von den maßgebenden Mandarinen bestritten; wollen sie nicht wenigstens den Versuch einer Rettung der Städte wagen? Dadurch, daß man geschneiegelte Herren von tüchtiger Gesinnung in die Präsidien und Landrathsämter schickt und die genugsam Belasteten und mit Enqueten und Klagen Besessenen obendrein noch mit den Geschäften der Flottenevangelisten bepackt, wird nichts erreicht. Die Maßgebenden müssen sich gefälligst höchstselbst recht häufig in den Osten begeben und da, statt nur zu frühstücken, zu diniren und etliche den Eingeweihten schlüssig stimmende „Besichtigungen“ zu leisten, Land und Leute gründlich kennen lernen. Haben sie dazu keine Zeit, dann müssen sie die Machtbefugnisse der Provinzialvorstände erweitern und ihnen ein heute noch unbekanntes Maß von Selbstständigkeit gewähren. Neulich las man in den Zeitungen, es gebe in Preußen ungefähr anderthalb Duzend Hohenzollernprinzen; warum residirt nicht Einer von ihnen, der Reichste, in den Ostprovinzen? Und wenn es an einer geeigneten Persönlichkeit fehlt: warum setzt man nicht für Ost-, Westpreußen und Posen eine Statthalterschaft ein, als eine den Oberpräsidien leicht erreichbare In-

stanz, deren Leiter im Staatsministerium Sitz und Stimme hätte? Die großen Unternehmer des Westens wissen ihre Wünsche zur Geltung zu bringen; die Bewohner des Ostens jammern seit einem Jahrzehnt vergebens über die erbärmlichen Eisenbahnverbindungen, über die Wohnungsnoth, die Geldknappheit und die veralteten Formen des Kreditwesens. Gewiß kann die Regierung die Kapitalisten nicht zwingen, ihr Geld über die Elbe zu tragen; aber sie hat Orden und Titel zu verleihen und mit solchem spottbilligen Köder ward schon mancher Millionär für „patriotische Werke“ eingefangen. Und ist das Bemühen, jenseits der Elbe eine neue Gentry zu schaffen, die, mag das Proletariat auch immer mehr entdeutsch werden, wirthschaftlich stark genug ist, um der drohenden Verflavung einen Wall entgegenzuthürmen, etwa nicht eine eben so patriotische That wie eine Spende für den löblichen Flottenverein? Es wäre einfach die Pflicht der Regierung, keinen Staatsauftrag, der im Osten ausgeführt werden kann, in einen anderen Industriebezirk zu vergeben und keine Verkehrsbesserung in günstiger gestellten Landestheilen vorzunehmen, ehe nicht die wichtigsten Bedürfnisse des Ostens einigermaßen befriedigt sind. Wo ein zu ernsten Krisen drängender Nothstand zu beseitigen ist, kommt man mit Schema und Altenzeichen nicht aus. Mag Deutschlands Zukunft, wie jetzt fast täglich irgendwo verkündet wird, „auf dem Wasser liegen“: Preußens nächste Zukunft wird davon abhängen, ob es gelingt, den Osten aus der Erstarrung zu reißen und die Lebensbedingungen für ein wohlhabendes deutsches Bürgerthum zu sichern. Das wird erst möglich sein, wenn man, ohne nach der Parteien Gunst oder Haß zu fragen, sich entschließt, die Ostprovinzen als ein Kolonialgebiet zu betrachten, das nur unter Aufwendung aller verfügbaren Mittel der deutschen Kultur zu gewinnen ist. Ausnahmegeetze helfen gegen fremde Volksp splitter eben so wenig wie gegen die Sozialdemokratie, die, nach der neuesten Ansicht des Kaisers, „sich austoben muß“. Das neue Preußen wird lebensfähig sein und deutsch bleiben, wenn es Bürgern und Bauern die Gewähr bietet, unter Bedingungen, die annähernd den in anderen Provinzen geltenden gleichen, sich selbst und den Kindern ein sorgenloses Dasein erarbeiten zu können.



Chamberlain und der englische Imperialismus.

„Und Das muß England entweder thun oder es muß untergehen: so schnell wie möglich und so weit seine Macht reicht, immer mehr Kolonien gründen, aufgebaut von seinen energischsten und ausgebaut von seinen würdigsten Männern; es muß jede fruchtbare brach liegende Scholle, worauf es Fuß fassen kann, in Besitz nehmen und dort seinen Kolonisten als erste Tugend Treue zum Mutterlande lehren, damit sie vor Allem trachten, die Macht Englands zu Wasser und zu Lande zu mehren, und sich, trotzdem sie auf entferntester Erdscholle leben, eben so wenig der freiherrlichen Vorrechte des Mutterlandes beraubt danken wie die Matrosen einer Flotte, obgleich sie auf fernem Gewässern schwimmen.“

Ich wette, daß kaum Einer der geneigten Leser nicht zu wissen meint, wer diese Worte geschrieben habe: natürlich Joseph Chamberlain, der verurufene Frevler Joe Chamberlain, den ein anständiger Deutscher nur noch mit moralischem Widerwillen nennen darf, dieser Parvenu unter den Pinguos, diese Ministerkreatur von der Börse Gnaden. Er hat ja auch einmal seine patriotische, seine demokratische Periode gehabt, zu der Zeit, wo ihm die Geschäftsgewohnheiten der Kettlefolds & Co. in Birmingham geläufiger waren als die feineren diplomatischen Gepflogenheiten von Downingstreet und er sich wähnte, unter Gladstones Schatten groß zu werden und dem gelehrten, aber dummschrichtlichen John Morley Freundschaft zu heucheln. Und es ist nur zu bewundern — auch Einer, der etwa einige Reden des klugen Händlers in alten Jahrgängen des Annual Register aufgestöbert hätte, würde sich diesem Gefühl nicht entziehen können —, wie der noch um die Gunst des großstädtischen Massenpöbels Puhende leise tastend die von der imperialistischen Flagge gedeckten Länder- und Goldgier in eine politisch wirksame Sprache umzusetzen verstand, ohne sich seiner kleindemokratischen Umgebung zu verrathen.

Aber ich darf den Leser nicht länger mythiszieren. Die angeführten Worte wurden vor gerade einem Menschenalter von John Ruskin gesprochen; und dieser große Träumer und Menschenbesserer, der mit erschütternder Verbämtheit der Händlerkultur seiner Heimath zu Leibe ging, ist über jeden Verdacht erhaben, anderen als lautesten Bestrebungen Gehör geschenkt zu haben. Ich wollte, als ich seine Worte voranstellte, zeigen, wie früh schon und in welcher guten Gesellschaft imperialistische Gedanken Wurzel gefaßt hatten; wie früh schon der Gedanke, England müsse Weltmacht werden oder untergehen, rege war und wie thöricht es ist, eine durch mächtige national-wirtschaftliche Bewegungen erzeugte Politik dem üblen Genius eines einzigen Mannes zur Last zu legen.

Neuerlich wird der Imperialismus in der englischen Politik etwa seit

1870 ein Faktor und tritt in dem Gegensatz zwischen Gladstone und d'Israeli hervor. Daraus hat man schließen zu dürfen geglaubt, der Ruf „Größer-Britannien“ sei konservativen Ursprunges, die kleindemokratische Bescheidung bei Groß-Britannien habe die Staatsmänner der liberalen und radikalen Parteien beherrscht. Ein solcher Schluß hat aber nur den Schein der Wahrheit für sich; immerhin ist dieser Schein stark genug, um die Auffassung in Deutschland zu bestimmen, gerade in dem Augenblick, wo es sich anbahnt, Größer-Deutschland zu werden. Die Glanzzeit d'Israelis fällt in die Jahre 1874 bis 1880 und in ihnen wird allerdings der Imperialismus zum Aktionsprinzip in auswärtigen Angelegenheiten. Aber im Jahre 1868, als noch die Erregung über die von d'Israeli durchgeführte zweite große Parlamentsreform im Lande nachzitterte, erschien ein Buch mit dem Titel: „Greater Britain: a record of travel in English speaking countries during 1866—1867“; und dieses Buch hat den wohlbekannten radikal-republikanischen Franzosenfreund Sir Charles Dilke zum Verfasser. Wenn Etwas, so beweist doch der Umstand, daß der Grundgedanke des Imperialismus — Groß-Britannien und seine Kolonien: ein Reich, eine wirtschaft und nationalpolitische Gemeinschaft — von einem ausgesprochenen Demokraten in ein lebensfähiges Schlagwort zusammengefaßt worden ist, wie tief in den allgemeinen Verhältnissen er wurzelte. Ja, er ist, noch bevor er den Politikmachern des Tages zum Bewußtsein kommt, am Werke, die nach ganz anderen Gegensätzen gezogenen Parteischanzen zu verrücken. Man pflegt zu sagen, die liberale Partei sei in Folge von Gladstones Homerule für Irland auseinandergeborsten und diese Politik habe die Hartington (Devonshire), Goschen, Chamberlain den Konservativen zugetrieben. Aber erstens ist das Motiv ihrer Abschwenkung, schon was Irland betrifft, die Sorge um die Erhaltung der Reichseinheit, dann aber — und Das ganz besonders — hatte bereits die ägyptische Raubpolitik Gladstones (81 bis 85, endigend mit dem Fall Chartuns, der Preisgabe Gordons, dem Verzicht auf den Sudan) nebst seinem muthigen Zurückweichen vor Rußland in Afghanistan, angefangen, den Keil unter die liberale Gefolgschaft zu treiben. Nur so viel kann man sagen: Unter den sogenannten Liberalen und Radikalen im Lande gab und giebt es eine nicht unbeträchtliche Zahl von Klein-England-Demokraten, zu denen vorzugsweise die puritanisch gestimmten Sektierer (Nonkonformisten) à la John Bright — der wegen der Beschließung von Alexandrien 1882 aus Gladstones Kabinet trat — und die politischen Moralisten à la John Morley gehören. Aber Beide, John Bright und John Morley, der Quäker und der Philosoph, sind zugleich Freihändler aus Prinzip. Beide halten Freihandel für einen immer und überall gültigen ökonomischen Grundsatz. Das heißt: sie verstehen die Situation nicht. Ich werde Das zu beweisen suchen, möchte zuvor

aber daran erinnern, daß die liberale Partei nach Gladstones Abtreten von der politischen Bühne nur dadurch regierungsfähig blieb, daß sie einen Imperialisten wie Rosebery, den Biographen der Patrioten Burke und Pitt, auf den Schild erhob: der Klein-England-Demokrat Harcourt wird übergangen, John Morley, der doch unbestreitbar ein sittlicher Faktor des nationalen Lebens ist, für die Führerschaft kaum in Betracht gezogen.

Wer also den Imperialismus verstehen will, muß vor Allem beachten, daß in Bezug auf ihn das Wählerheer bewunderte und verehrte Führer verleugnet; der Kumpf empört sich gegen den Kopf. Und im Bekenntniß zu ihm liegt das Geheimniß der Erfolge Beaconsfields. Er träumte von einem Weltreich, das aber nicht, wie das napoleonische, erst noch zu schaffen, sondern nur abzurunden, zu befestigen und innerlich zu organisiren sei. Er macht die Königin von England zur Kaiserin von Indien (76), er sichert seinem Lande den Seeweg dorthin durch Ankauf der Suezkanalaktien, er schützt vor und auf dem Berliner Kongreß die Türkei davor, von Rußland verschlungen zu werden, er waffnet sich dem selben Riesen gegenüber in Centralasien zum Widerstand und er gewinnt mit den großen Kontinentalmächten, besonders mit Deutschland, bessere Fühlung. Die Isolirungspolitik, die seit Palmerstons Tagen aus begreiflichen, aber nicht immer begriffenen, Gründen Tradition geworden war, wird im Prinzip aufgegeben. Und nun komme ich zur Hauptsache: den wirtschaftlichen Bedingungen des Imperialismus.

Zwischen 1850 und 1870 beherrschen demokratische Klein-England-Ideale das öffentliche Leben, einerlei, welche Partei am Ruder ist. Wirtschaftlich beruhen sie auf dem Freihandel. 1846 waren die Kornzölle gefallen, Cobden oder die Politik der guten Bilanzen hatte gesiegt. Agrikulturinteressen giebt es nun nicht mehr, Kulturinteressen als Bestimmungsgrund des öffentlichen Lebens giebt es längst nicht mehr, das Kaufmannsinteresse steht im Vordergrund und hat, um die Gesetzgebung in seine Gewalt zu bekommen, die Demokratisirung der politischen Organisation in die Wege geleitet (Kämpfe um Erweiterung des Wahlrechts zwischen 50 und 70). Der Besitz aller werthvollsten Rohprodukte aus den Kolonien, die um diese Zeit noch ökonomisch und intellektuell in den Kinderschuhen steckten und in beiden Beziehungen, dazu noch in der Hauptsache: dem Menschenmaterial, von der Mutterinsel abhängig waren; die bereits hohe Entwicklungsstufe der seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Epoche machende Erfindungen geförderten Waarenproduktionstechnik; das Raffenerbtheil des Wagemuthes, des Unternehmungsgestes, der Reise- und Abenteuerlust: Das sind die Quellen, aus denen der sprichwörtlich gewordene halbhundertjährige Vorsprung Großbritanniens in Handel und Industrie hervorgegangen ist. Als Marx 1859 die erste Darstellung des späteren ersten Abschnittes seines „Kapitals“ veröffentlichte, durfte er

für seine Analyse kapitalistischer Wirtschaftsformen England bereits als *corpus vile* behandeln; und diese Analyse bietet fast Alles, was zum Verständniß der heutigen Lage nöthig ist. Englands Industriemonopol war fast unbeschränkt, ganz Europa, Amerika und das eigene — schon ungeheure — Kolonialreich gehörten zu seinen Kunden. Die Bedürfnisse des Weltmarkts leiteten seine heimische Produktion. Produziren, exportiren und verkaufen: Das war seine Devise; Werth war mit Tauschwerth, Gut mit Waare eins geworden. Der Welthandel war also schon längst da, noch ehe mit Bewußtsein die Weltmachtspolitik als die Ergänzung, die er am letzten Ende nothwendig machen würde, erkannt war. Auch die Erkenntniß haben wir England zu verdanken, daß Welthandel und Weltmachtspolitik wie Ei und Schale nothwendig zu einander gehören. Aber der Mangel dieser Erkenntniß, die Blindheit der vom kurzsichtigsten Kaufmannsinstinkt geleiteten Tagespolitik für die Entwicklungstendenz einer lediglich auf Waarenproduktion für den Weltmarkt beruhenden Rationalwirtschaft brauchte so lange das anglosächsische Gemüth nicht zu beunruhigen, als die Kontinentalmächte, allen voran Deutschland, Frankreich, Rußland und die nordamerikanischen Unionstaaten noch keine Miene machten und nicht in der Lage waren, sich durch Großindustrie und Großhandel vom großbritannischen Monopol zu emanzipiren, und ihre Entwicklung zu unbequemen Kolonialmächten noch im Schoße der Zukunft lag. Den Cobdeniten fehlte diese Einsicht, wie John Morleys Darstellung vom Leben und Wirken des klassischen Freihändlers überzeugend darthut; sie dachten sich, wie überhaupt die Manchesterleute, selbst die Theoretiker unter ihnen, die Weltmarkt- und Absatzverhältnisse stationär oder höchstens zu Gunsten Großbritanniens veränderlich; an die mögliche industrielle Emanzipation der eigenen Kolonien dachten sie so wenig, daß sie kaum noch die ihretwegen dem Mutterlande auferlegten Opfer für Heer und Marine als gerechtfertigt und lohnend ansahen und ganz ruhig von ihrer politischen Verselbständigung sprachen, — so zum Beispiel Cobden selbst. Sie glaubten, für alle Ewigkeit in ihnen sichere Absatzmärkte für ihre Massenproduktion zu besitzen. Auch die Gruppe unter den heutigen englischen Politikern, die gegen den Transvaalkrieg energisch, aber leider vergeblich protestirte — von Labouchere, dem vorlauten Besserwisser und prinzipiellen Reinsager, der im „*Truth*“ auf der selben Linie kämpft, will ich schweigen: er ist ein singulärer Fall —: auch diese Gruppe der Harcourt und Morley hält den wirtschaftlich gerechtfertigten kolonialen Ehrgeiz Englands längst für gefättigt, seine unbändige Expansionsgier für frevelhaft und anormal, aber sie hält am Freihandel, überhaupt an der manchesterlichen Handels- und Gewerbepolitik fest, obgleich die großen englischen Kolonien nicht nur politisch durch die Selbstregierung, die ihnen hatte gewährt werden müssen, sondern vor Allem wirtschaftlich in bedrohlicher Weise selbständig geworden sind; so

selbständig, daß sie sich gegen die Mutterinsel durch Schutzzölle absperrten. Diese Gruppe vergiftet, während sie an der traditionellen Handelspolitik festhält, was Alles seit etwa dreißig Jahren geschehen ist. Im Glauben, die allein seligmachende ökonomische Theorie zu besitzen, hat sie sich nicht einmal durch die scharfe antimerkantilistische Opposition beeinflussen lassen, die seit den sechziger Jahren von Carlyle, Ruskin und deren Gesinnungsgenossen höchst wirksam, mit allen Mitteln des Wissens und Gewissens, freilich und leider nur auf dem Papier, gemacht wurde. Und doch sind die Thatsachen, die sie übersehen, handgreiflich. Großhandel und Großindustrie waren, begünstigt durch den erwähnten halbhundertjährigen Vorsprung, extraktiv geworden. Das heißt: sie hatten über die bloße Bedarfsdeckung hinaus zu einem Betrieb sich entwickelt, der sich außer Verhältniß zum Bedarf vergrößert, der an einer wahren Produktionier leidet und daher nothgedrungen zu immer größerer Ausdehnung seines Absatzgebietes drängt. Unter dem Druck dieses Strebens ist England eine große Fabrik und ein großes Kontor, sind die Engländer eine Nation von Fabrikanten, Spekulanten, Kaufleuten, Händlern, Kommiss, Krämern und Vermittlern geworden. Das Land ist entvölkert und liegt zum großen Theile brach da: was nicht durch einen Fabrikschornstein verunzigt ist, dient der Jagd und idyllischen Landaufenthaltsvergütungen reicher Leute aus der Stadt. Beinahe alle Menschen sind Stadtbewohner oder Industriearbeiter geworden. Die langen Jahre konkurrenzloser nationaler Existenz haben in der Nation die großartigen Tugenden und Untugenden von Welthandelsleuten zur Blüthe gebracht, die wir ruhig bewundern durften, weil sie das Wesen des kommerziellen Typus so vollkommen zum Ausdruck brachten. Die private Initiative fand nach der Lage der Dinge unbeschränkte Bethätigungsmöglichkeiten, das Individuum durfte sich ungeberdig reden: nicht an dem Stachelzaun polizeilicher Bevormundungen spürte es die Schranken, sondern würdiger und wirksamer empfand es sie in den Rücksichtslosigkeiten von gleichem Energieüberschwang beherrschter Mitspieler. Für die grobe Ignoranz dieser nun herrschenden Klasse, für ihre willensstarke Brutalität, für ihr völliges Unverständnis allen nicht sinnlichen Werthen gegenüber, für ihre Materialisirung von Kunst und Wissenschaft, die sich schließlich doch in jeder menschlichen Gemeinschaft, selbst in der von Händlern, einfindet: dafür konnte die frische Animalität und naive Lebensfreude dieser Menschen entschädigen; und von kontinentalen Kunstbeißern unterschieden sie sich obendrein noch durch ihren weltweiten Sinn, der dem mit unermesslichen Quantitäten und ungeheuren Entfernungen rechnenden Großspekulanten eigenthümlich ist und ihn vor dem flebrigen Kleinkrämer vortheilhaft auszeichnet. Und Jeder von uns ist Mensch genug, um zeitweilig vor der Ganzheit dieser Menschen und den Annehmlichkeiten ihrer materiellen Kultur, falls er sie nur am rechten Ort kennen lernt und genießt, die Waffen der Kritik zu strecken.

Aber —: das Paradies einer konkurrenzlosen nationalen Existenz ist Großbritannien zwar lange, jedoch nicht dauernd beschieden gewesen. Ueber die inneren sozialen Schwierigkeiten, die in England, als dem ersten großen modernen Industrie- und Handelsstaat, zuerst entstanden (schon vor der Mitte des Jahrhunderts: die Chartistenunruhen) und den Staatsorganismus allmählich zur Anpassung an die Bedürfnisse der Industriearbeiter und des Großstadtproletariates zwangen, kam man noch leicht genug hinweg, so lange die erhöhten Produktionsbedingungen durch Vermehrung des Absatzes auf dem Weltmarkt oder wenigstens durch konkurrenzlose Beherrschung des bisherigen, jedoch nur intensiver zum Bedarf aufzustachelnden Marktes ausgeglichen werden konnten. Man achtete nicht der Abhängigkeit von der Kaufkraft und Kaufkraft der zahllosen Kunden jenseits der Meere, in die man gerathen war. Die vor die nie rastende Maschine gespannte „nationale Arbeit“ produzierte einen solchen Ueberfluß an Waaren (Textil- und Metallwaaren, Steinkohlen, Baumwollwaaren u. s. w.), daß die Nation hätte verhungern können, wenn sie auf die Abnehmer in sich angewiesen gewesen wäre. So lange dieses System klappt, kennt der wirtschaftliche Optimismus keine Grenzen; aber versagt es auch nur die kürzeste Zeitspanne, so ist die Krisis da. Und in dieses System beginnen seit Anfang der siebziger Jahre die ausländische Konkurrenz und die wirtschaftliche Vorfelshändigung der Kolonien störend einzugreifen. Gleichzeitig erhebt sich der Ruf nach Größer-Britannien, nach einer strafferen, staatsrechtlich und handelspolitisch einheitlich organisirten Beziehung zwischen der Centralstelle und den Filialen. Das kraftvolle Wort vom *Imporium Britannicum*, die glanzvolle imperialistische Politik d'Israelis wurden fälschlich als Zeichen von Kraft und Macht bewundert; es waren im Grunde Symptome der Schwäche: das Centrum war von der Peripherie abhängig geworden.

Nichts ist begreiflicher, als daß eine Nation von Exporteuren der eigenen, mündig gewordenen Brut einzureden sucht, sie habe die Erzeuger nöthig, um existiren zu können. Der Imperialismus bedeutet den seit dem Anfang der achtziger Jahre systematisch unternommenen und durch Gründung der Imperial Federation League und des Imperial Institute (im Jubiläumsjahr 1887) systematisch gekennzeichneten Versuch, die autonomen Kolonien (Kanada, Australien, Neuseeland, die Kapkolonie) davon zu überzeugen, welchen Vortheil sie hätten, wenn sie mit Großbritannien einen Zollverein bildeten oder ihn durch Vorzugszölle für England und ähnliche Vergünstigungen wenigstens anzubahnen strebten. Der Großindustrialismus und Großhandel in den großen Kontinentalstaaten ist aber inzwischen eine Thatsache geworden, die deutsche Konkurrenz auf internationalen Märkten, ja, in den eigenen Kolonien wird zum bedrohlichen Demento. Man muß die wachsende Besorgniß vor der Verengung des Absatzgebietes an Ort und Stelle miterlebt haben,

um zu begreifen, wie der Imperialismus als Politik der Nothwehr immer tiefere Wurzeln in der englischen Handelswelt hat schlagen und über den Gang der äußeren Politik Gewalt hat gewinnen können. Die im letzten Jahre sicherhaft betriebene Schulreformbewegung — die das viel erörterte Problem der „technischen Erziehung“ in den Vordergrund stellt und das Studium der neueren Sprachen systematisiren will — ist allein von diesem Gesichtspunkte aus zu verstehen. Den idealen Nimbus, den edlere Geister, wie Carlyle, Ruskin und neuerdings J. A. Froude in der herrlich geschriebenen „*Oceana*“, um den Imperialismus gewoben haben, den ideologischen Flitter, mit dem politische Phantasten diese Politik der Nothwehr behängt haben, ließen sich die praktischen Staatsmänner gern gefallen, wenn er nur mehr werbende Kraft äbte. Aber der Gedanke war bisher nur nach der Richtung ausführbar, daß England selbst seinen Kolonialbesitz immer weiter ausdehnte, wodurch aber zunächst der Reichszusammenhang eher gelockert als befestigt wurde. Der großbritannische Zoll- und Parlamentsverband ist aber durch das massenhaft produzierte Schreib- und Redewerk, durch die patriotischen Festsreden im Imperial Institute, durch die Nachsichberedsamkeit der Politikmacher seiner Verwirklichung noch um keinen Schritt näher gerückt. Weder Kanada, selber erst 1867 „föderirt“, noch die australischen Kolonien, deren Entwicklung zum einheitlichen Bundesstaat noch immer auf unüberwindliche Hindernisse stößt, weil jede Kolonie an ihren wirtschaftlichen Sonderinteressen zäh festhält, können im Aufgehen in den großbritannischen Reichsbund (Imperial Federation) ihren Vortheil sehen; den versprochenen Schutz durch die Reichswehrmacht für den Fall, daß irgend welche andere Weltmacht ihre staatliche Selbständigkeit bedrohen sollte, scheinen sie als eine durchaus werthlose Gegenleistung für ihr zollpolitisches Entgegenkommen anzusehen. Es wäre allerdings auch ein schweres Opfer, die Entwicklung der heimischen Industrie zu Gunsten der birminghamer und londoner Fabrik- und Handelsherrn aufzuhalten oder billigeren und nicht schlechteren deutschen Import abzulehnen, um dem Lord-Schatzkanzler in London die Freude an der Bilanz nicht zu verderben. Auf der anderen Seite kann sich Großbritannien bei seinem starken Export nach dem europäischen Kontinent und den nordamerikanischen Unionstaaten nicht entschließen, sein Freihandelsystem aufzugeben, ohne das sein Kapitalreichthum unter den bisherigen Verhältnissen thatsächlich nicht dauernd denkbar ist. Und was Südafrika betrifft, so ist es noch gar nicht so lange her, seit Cecil Rhodes den Traum eines Anglo-African-Empire träumte; wie man annahm: mit Ausschluß Englands. Das sind nur einige der Schwierigkeiten, die dem imperialistischen Gedanken entgegenstehen, aber sie zeigen deutlich, daß er der natürlichen Entwicklung der großen Kolonien widerspricht.

Der Herzog von Devonshire hat aus Anlaß des sechzigjährigen Re-

gierungsjubiläum der Königin die kolonialen Premierminister versichert, „daß er und seine Gesinnungsgenossen innerhalb und außerhalb der Regierung gewiß Alles aufbieten würden, um eine kommerzielle Annäherung zwischen den Kolonien und dem Mutterland zu Stande zu bringen, daß für jetzt (!) aber jeder Versuch, irgend eine politische oder organische Veränderung in dem Verhältniß Englands zu seinen sich selbst verwaltenden Kolonien anzubahnen, vollständig ausgeschlossen sei.“ Ja, aber wozu dann der ganze Lärm? Wozu das imperialistische Getöse, zumal der Ländergier der Exporteure durch die Kolonialbestrebungen der anderen immer selbstbewußter auftretenden und immer heftiger in die Expansionspolitik getriebenen Weltmächte ein Kiegel vorgeschoben ist? Die Versicherung, daß GröÙer-Britannien das demokratische Prinzip und die Freiheit in den Kolonien nicht gefährden solle, ist aber überflüssige Berlegenheitsphrase, weil es längst nicht mehr in der Mutter Gewalt steht, den erwachsenen Töchtern die Selbstbestimmung zu versagen.

All dieses Wortemachen kann also keinem Sehenden verbergen, wo England der Schuh drückt, noch weniger freilich die Bündnißsucht, in die das stolze Albion verfallen ist. Der britische Kaufmannsinstinkt, der sonst seiner selbst so sichere, ist irre geworden und sucht sogar das offenbare Ziel seiner Wünsche durch sentimentales Gerede zu bemänteln. Erst war es die angelsächsische Verbrüderung, mit der Chamberlain die Welt in die Schranken forderte; Balfour zielt auf ein Bündniß mit Deutschland, das mit Großbritannien in Ostasien so „durchaus gleiche Interessen“ habe; wieder Andere, wie Dilke, sind für Annäherung an Frankreich: scheinbar nach Laune und Geschmack, im Grunde aus Bedürfniß und Berlegenheit. England fühlt sich heute mehr denn je als Kolonialmacht, aber es ist seiner Kolonien, wenigstens zu Zwecken kaufmännischer Ausnützung, nicht mehr sicher. England hat seine staatliche Zukunft auf Großindustrie, Export und Kolonisation gestellt und es ist des internationalen Absatzmarktes nicht mehr sicher: das imperialistische Ideal, von dem Chamberlain kürzlich mit überflüssigem Bedauern sagte, es habe nicht immer englischen Staatskünstlern vorgegeschwebt, machts nicht allein, denn man hat es konstruiert, um eine früher nicht vorhandene Gefahr für Englands Weltmachtstellung zu überwinden. Im Uebrigen mag — was zu entscheiden augenblicklich die Wenigsten berufen sind — dieser Mann die Hauptschuld daran tragen, daß man zuerst am unrichtigen Ort, mit unrichtigen Mitteln und im falschen Moment jenes Ideal zu verwirklichen versucht hat: daß aber die Politik der Rothwehr, die es ideologisch verbrämt, unter den geschilderten Umständen die dem Händlerstaat allein angemessene ist, behaupte ich den moralisch Enttäuschten gegenüber entschieden.

Dr. Samuel Saenger.



Barbarische Kulturformen.

Altperu und Altchina.

Sowohl findet man in der Entwicklungsgeschichte der Kultur scheinbare Wiederholungen, so daß den oberflächlichen Betrachter ihr Verlauf ein kreisförmiger dünken mag, der nach gewissen Zeiten wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrt. Auf den untersten Stufen der Kultur sehen wir einen Gesellschaftszustand, der dem unstrigen in einigen Zügen ähnlich ist. Jeder Einzelne ist beinahe unbeschränkter Herr seiner selbst, das Recht des Eigenthumes ist individualistisch, der Kampf ums Dasein ist ein Kampf Aller gegen Alle, der Gemein Sinn ist gering, der Egoismus dominiert. Verfolgt man den Kulturverlauf weiter, so zeigt es sich, daß der Gesellschaftszustand allmählich höhere Formen annimmt, daß diese Ueähnlichkeiten aber verschwinden. Soziale Verbände entstanden, die anfänglich nur Verwandtschaftskreise, später Alle umfaßten, die die selben Vertlichkeiten bewohnten. Die Wirtschaftsform dieser Verbände war kommunistisch; an die Stelle der individuellen Ungebundenheit, des Kampfes gegen Alle, trat der Zwang gleicher Rechte und gleicher Pflichten. Aber die Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten erzeugte Gemein Sinn, der Altruismus unter den Genossen kam in die Welt und wurde der Lebensnerv der sozialen Verbände, nicht, weil die Menschen sich geändert hatten, sondern, weil der Egoismus nur noch außerhalb des eigenen Verbandes freie Bahn hatte.

Dieser Gesellschaftszustand heißt in einer Klassifizierung, die namentlich bei amerikanischen Forschern gebräuchlich ist, die Periode der Barbarei. In der Weiterentwicklung überlebten sich jedoch die Prinzipien der gleichen Rechte und der gleichen Pflichten und gegen das Ende der Periode war im Allgemeinen die demokratische Verfassung der sozialen Verbände in herrschaftlichen Organisationsformen erstickt. Ein Theil des Volkes diente dem anderen als Knechte, Hörige, Leibeigene oder Sklaven. Schließlich schwand auch der gemeinsame Besitz dahin mit seiner genossenschaftlichen Solidarität und mit dem Altruismus. Einzelne wurde wieder die herrschende Form des Eigenthumes; und damit war die erste Stufe der Civilisation erreicht. Der Civilisation des Alterthumes folgte das christliche Mittelalter, beschränkt zwar auf das kleine Europa, aber wichtiger als alle anderen Kulturen, da in ihm die Ansätze neuerzeitlicher Civilisation entwickelt wurden, die unüberseßlich zu werden strebt, wie nur die erste Kulturperiode es gewesen war.

Damit scheint der Kreislauf der Entwicklung abgeschlossen. Wie in den Urzeiten, ist jeder Einzelne wieder nahezu unbeschränkter Herr seiner selbst, der Besitz individualistisch, der Kampf ums Dasein ein Kampf Aller gegen Alle und der Gemein Sinn ist so selten geworden, daß er mit dem Kommerziantaltitel belohnt zu werden pflegt. Wäre die Kulturbewegung in der That ein Kreislauf, so käme jetzt das Prinzip der Interessengemeinschaft, wie einst in der Periode der Barbarei, wieder an die Reihe. Den Weg nun, den die weitere Entwicklung einschlagen wird, kann man allerdings nicht voraussehen; daß aber das Streben weiter Volkskreise auf einen solidarischen Schutz im Kampf ums Dasein gerichtet ist, ergibt sich aus der großen Verbreitung sozialistischer Ideen. Ueähnliche Ursachen bringen zu allen Zeiten ähnliche Wirkungen hervor. Aus der Freiheit sehnt man sich nach der Gebundenheit interessengemeinschaftlicher Eigenthums- und Wirtschaftsformen.

Und doch ist von einem Kreislauf keine Rede; denn wenn der Sozialismus sein Ziel erreichte, so würde die neue Interessengemeinschaft der alten, längst vergangenen doch eben so wenig gleichen, wie etwa unsere Epoche der Civilisation jener der vorbarbarischen Wildheit vergleichbar ist.

In Bezug auf Das, was die Zukunft bringen kann, stehen sich Hoffnungen hochgespannter Art und schwärzeste Besürchtungen unvermittelt gegenüber. Daran kann auch keine Betrachtung der Einrichtungen früherer Epochen Etwas ändern; trotzdem dürfte aber ein Rückblick auf vergangene, eigenartige Formen der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft nicht ohne Werth sein.

Die Hauptform wirtschaftlicher Interessengemeinschaft war von je der gemeinsame Bodenbesitz. Die Interessenten bildeten kleine Gemeinwesen, die, wie jeder Verein, jede Aktiengesellschaft, nach außen streng abgeschlossen sind. Auf die eigenen, meist unbedeutenden Kräfte und Mittel angewiesen, waren sie nur in Ausnahmefällen im Stande, umfangreiche Unternehmungen zu wirtschaftlichen Zwecken auf größeren Landstrichen auszuführen und damit ihre Lage kulturell erheblich zu verbessern. Ihre Höllichkeit und Unfähigkeit, der Natur zu gebieten, bewirkten, daß sie kaum vor Mangel geschützt waren. Dagegen gelangten sie zu wirkungsvoller Beherrschung der Natur, wo eine starke öffentliche Gewalt ihre Wirtschaftspolitik einheitlich leitete; und je energischer Das geschah, desto ausgiebiger wurden die Erfolge. Abgesehen von dem aus anderen Gründen verschrienen Jesuitenstaat in Paraguay, der ein künstlich angelegtes Unternehmen war, bieten sowohl das altchinesische Reich wie das Inkareich des alten Peru Beispiele dafür. Das Reich der Inkas, obgleich der Zeit nach jünger als das altchinesische, repräsentirt den kulturälteren und niedrigeren Typus der barbarischen Kulturepoche. Ich stelle es daher in der Betrachtung voran.

Das Inkareich erstreckte sich im Jahre 1532, als die Europäer eintrangen, über 39 Breitengrade, hatte also eine gewaltige Ausdehnung. Es war, dem römischen Reich ähnlich, aus kleinsten Anfängen zu dieser Größe gelangt; und wie dieses in Italien alte Kulturbildungen aufgesaugt hat, so hatte auch das Inkareich ältere Kulturreiche in sich aufgenommen. Es umfaßte aber auch Völker, die noch der Wildheit angehörten. Was unter diesen Umständen der Antheil der Inkas an der peruanischen Kultur, was Kulturübertragung ist, läßt sich nicht feststellen.

Die Gesellschaftsordnung beruhte auf dem Verwandtschaftssystem, das alle Fremdgeborenen ausschließt und unter dessen Herrschaft auch Führer und Häuptlinge aus dem Blut der Sippe sein müssen. Da unter solchen Umständen keine Vermischung oder Ausgleichung der Stämme möglich war, so konnte sich das Inkareich nicht zum National- oder Einheitsstaat entwickeln. Die Inkas bildeten wie alle anderen Stämme im Reich ein abgeschlossenes Volksthum, aber sie waren der herrschende Stamm und unterschieden sich durch politische, wirtschaftliche und religiöse Vorrechte als Adelsklasse von der übrigen Bevölkerung. Jeder Stamm und jede zu einem Volk vereinigte Gruppe von Stämmen verwalteten ihr Gebiet und ihre inneren Angelegenheiten selbst, zum Theil unter gewählten, zum Theil unter erblichen Häuptlingen und Fürsten. Ueber ihnen standen die Inkas, die die Häuptlinge und Fürsten in ihrer Verwaltung kontrollirten und die Reichsangelegenheiten als ausschließlich eigene verwalteten. Der oberste Inka war erblicher Herrscher und von angeblich göttlicher Abkunft; als oberster Verwaltung-

beamter, oberster Feldherr und oberster Richter war er der Theorie nach unbeschränkter Gebieter, so weit die Macht der Inka reichte. Das prunkvolle priesterlich-höfische Ceremoniell, das ihn umgab, zeugte von der Verfeinerung der Lebensweise.

Ein eigener Priesterstand im Inkastamm, mit einem Oberpriester an der Spitze, leitete den Kultus einheitlich und war für die Verbreitung des Gestirndienstes unter den anderen peruanischen Völkern thätig, deren religiöse Vorstellungen übrigens eben so wie ihre Besitzungsstufen verschieden waren. Menschenopfer wurden dargebracht, doch nicht in dem Umfang wie an anderen Orten Amerikas.

Obgleich die Inka-Peruaner in der Verarbeitung von Metallen geschickt waren, hatten sie die Steinzeit noch nicht ganz hinter sich. Bronze wußten sie herzustellen; aber die Eisengewinnung war unbekannt und bis zur Erfindung der Schrift waren sie noch nicht vorgeschritten.

Die Geschichte des alten China geht bis gegen 2200 vor Christus zurück, doch sind die Nachrichten aus der ältesten Zeit spärlich. Im Jahre 1122 gelangte die dritte Dynastie zur Herrschaft und von da an fließen die Quellen reichlicher. China umfaßte damals schon 800 000 Quadratkilometer, etwa ein Viertel seines heutigen Umfangs. Die Bewohner gehörten alle einem Volk an; selbst die unter ihnen, besonders im Gebirge, lebenden Ureingeborenen waren allmählich durch friedliche Amalgamirung im Chinesenthum aufgegangen. Hier herrschte nicht das Verwandtschaftssystem, sondern eine territoriale Organisation, die Uebergangsform zu dem höheren Typus späterer Kultur, zur Staatenbildung. In diesen Uebergangsformen trägt die Gesellschaft in der Regel feudale Züge; in China waren sie besonders stark ausgeprägt. Das Reich setzte sich aus Lehensgütern verschiedener Ordnung zusammen, die von Grafen, Herzogen und Fürsten erblich regiert wurden. Der Kaiser stand zum Himmel — der vermeintlich höchsten Autorität — in demselben Verhältnis, in dem die Belehnten zum Kaiser standen; in seinem Namen übte er die öffentliche Gewalt im Reiche aus. Er war der oberste Priester, Gesetzgeber und Verwaltungsbeamte, ihm stand die Investitur der Territorialherren zu und er kontrollirte ihre Verwaltung. — wenigstens, so lange sie sich seiner Kontrolle fügten: denn häufig blieben seine Anordnungen unbeachtet; er besaß zwar eine hohe moralische Autorität, aber nur geringe politische Macht. Die Familie hatte die Form patriarhalischer Hausgenossenschaft. Der Vater war, so lange er lebte, Eigentümer seiner Angehörigen, für die er der Regierung sowohl als auch, dem Volksglauben nach, den Seelen der abgestorbenen Vorfahren verantwortlich war, gegen die das Familienhaupt eine große Zahl religiöser Formalitäten zu erfüllen hatte. Diese priesterliche Funktion der Laien verhinderte im alten China die Bildung eines Priesterstandes. In Literatur, Wissenschaft und Kunst hatte China unter der dritten Dynastie bereits eine ansehnliche Höhe erreicht. Es stand insofern in der Bronzezeit, als Bronze vielfach angewandt wurde. Als Charakteristikum eines Zeitalters, wie es für Europa angenommen wird, kann Das für China aber nicht gelten, weil schon um tausend Jahre ältere Berichte des Eisens, ja selbst der Stahlgewinnung gedenken.*) Während sich die Inka-Peruaner auf der Mittelstufe der Barbarei befanden, näherten sich die Chinesen deren Ende. Daher waren sie politisch und kulturell höher entwickelt als die primi-

*) Legge, Chinese Classics, Vol. III, Part III, ch. 69.

tiveren Peruaner. Die wirtschaftliche Verfassung dagegen war, dem gemeinsamen Grundbesitz entsprechend, auf beiden Seiten eine ähnliche. Doch waren auch hier die peruanischen Verhältnisse kräftig und jugendfrisch, während die chinesischen alt und abgelebt erscheinen.

Seit ältester Zeit war das Land in China Gemeinland aller Bewohner. Es gab nur einen Grundbesitzer: den Staat, so daß, trotz allen politischen Zerklüftungen, China wirtschaftlich stets eine Einheit dargestellt hat. In Peru dagegen, mit seinen isolirten, nur durch die Oberherrschaft der Inkas zusammengehaltenen Völkerstämmen, konnte der Grundbesitz nicht durch das ganze Reich gemeinsam werden; die Gemeinschaft erstreckte sich wahrscheinlich nicht einmal über einen ganzen Stamm, sondern beschränkte sich auf Stammesunterabtheilungen oder Dorfschaften,^{*)} die decentralisirte Genossenschaften bildeten. Daher gab es in Peru so viele Grundeigentümer, wie es selbständige territoriale Genossenschaften gab. Bei einigen peruanischen Völkern soll vor der Inkaherrschaft privater Grundbesitz bestanden haben; die Eroberung durch die Inkas führte aber überall die kommunistische Agrarverfassung ein.

In Peru hatten alle fünf- und zwanzigjährigen Männer, in China die Familienhäupter Anrecht auf den gemeinsamen Grundbesitz. Hier wie dort umfaßte das Grundrecht die Haus- oder Hofstelle, ein Stück Gartenland und Felder zum Ackerbau. Für jedes Kind erhielt der Peruaner einen Mehrtheil an Feld; daher wurden die Ackerlose jährlich aufgetheilt und dem wechselnden Familienstand angepaßt. Das chinesische System kannte für große und kleine Familien nur die selben Lose.^{**)} Daher verlegte man ab und zu größere Familien auf besseren; die kleinen auf schlechteren Boden.

In beiden Reichen erhob die öffentliche Gewalt einen Naturalzehnten. Da es keinen privaten Grundbesitz gab, so konnte er auch nicht von den Grundrechtsinhabern, sondern nur von der territorialen Genossenschaft gefordert werden. Seine Erhebung, im Grunde in beiden Reichen gleich, fiel in der Praxis dadurch verschieden aus, daß die Ansiedelungsweise hier und dort verschieden war. In Peru war Siedelung in Dörfern gebräuchlich, in China waren es Einzelhöfe, von denen jeder inmitten des dazu gehörigen Feldes lag. Die Peruaner entrichteten ihren Zehnten daher dorfweise, denn das Dorf war der kleinste Grundbesitzer; in China aber wurden zum Zwecke der Entrichtung kleine territoriale Genossenschaften auf administrativem Weg geschaffen. Die chinesische Genossenschaft zählte neun gleiche Antheile; davon waren acht mit je einer Familie besetzt, der neunte Antheil (kong tien) lieferte den Zehnten für die öffentliche Gewalt. An allen Landgenossenschaften in beiden Reichen war also die öffentliche Gewalt direkt, sozusagen als Genosse, beteiligt, da sie die Nutznießung von Grundantheilen hatte, wie sie außerdem nur die wirklichen Genossen besaßen.

Wie viel der Zehnte in Peru betrug, ist den späteren spanischen Beamten, die nach der Vernichtung des Inkareiches darüber Erhebungen anstellten, nicht ganz klar geworden. Er schien, je nach dem Vorhandensein anbaufähigen Landes, verschieden. In China sollte er gesetzlich, wie sich aus der Größe des kong tien ergibt, 12½ Prozent des eigenen Ertrages ausmachen; allein durch Will-

*) Cunow, die soziale Verfassung des Inkareiches. Stuttgart 1896. S. 73.

**) Sacharoff, Ueber das Grundeigentum in China. S. 7.

für der Lehensherren wurde er zeitweise so sehr erhöht, daß die Bauern vorzogen, Haus und Hof zu verlassen und vom Raube zu leben.

Jeder Anteilgenosse in beiden Reichen bearbeitete das ihm zugewiesene Grundstück allein mit seiner Familie. Alle Felder dagegen, die für den Zehnten bestimmt waren, wurden gemeinschaftlich von der Gesamtheit der Genossen und Familien bestellt. Die Peruaner entrichteten außerdem zur Bestreitung des religiösen Aufwandes einen Zehnten an die Priesterschaft und dieser wurde in der selben Weise aufgebracht. Da sie während der Arbeit auf dem Zehntenland von den Inkas sowohl wie von den Priestern freigeßig gespeist und mit Maisbier bewirtet wurden und die Zehnten wohl mächtig waren, so sahen sie diese Einrichtungen, ganz im Gegensatz zu den mitunter hart geplagten chinesischen Genossen, als festliche Unterbrechung ihrer sonstigen Arbeiten an, zu der sie in Feiertagskleidung und bei dem Schall fröhlicher Pieder anrückten. Gleichfalls gemeinsam, aber ohne Bewirtung, wurden die Felder der Häuptlinge und sonstigen Großen bestellt. Das Selbe geschah nach einem — auch von den Spaniern hochgepriesenen — Gesetz der Inkas mit den Feldern der Wittwen und Waisen, der im Krieg oder im Dienst Abwesenden und der über fünfzig Jahre Alten.

Außer den Zehnten forberte die öffentliche Gewalt hier und dort die Leistung von Militär- und Frohndiensten und religiöse Verrichtungen. Zu diesem Zweck waren Alle, denen Grundrechte zukamen, in Gruppen organisiert. Ähnliche Organisationen finden wir, eben so wie den gemeinsamen Bodenbesitz, über die ganze Erde verstreut; und zwar reichen sie bis in die Periode der Wildheit zurück. In China überzog die Organisation anscheinend das ganze Reich; die kleinste Gruppe bestand aus ursprünglich fünf (Pi)*, späterhin und noch bis heute aus zehn Genossen (Lien). In Peru bildete die kleinste Gruppe eine Zehnerschaft und die Organisation endete innerhalb eines jeden Stammes. Für die administrative Reichseintheilung der Inkas bildete der Stamm die Einheit und je vier Stämme bildeten den Verwaltungsbezirk eines Inkabeamten.

Alle Beamte der Gruppenorganisation hier und dort waren ortsbangesessene Genossen, die meist, und so weit die Aemter nicht erblich waren, durch die Genossen gewählt wurden. Die peruanischen sowohl wie die chinesischen Genossen waren in jeder Gruppe — in China sind sie es noch jetzt — zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet, aber auch zu gegenseitiger Anzeige von Gesetzesverletzungen. Im Tschou-Li, dem altchinesischen Gesetzbuch, wird den Genossen vorgegeschrieben, „einander beizustehen, einander aufzunehmen, Strafen und Büchtigungen, Lob und Belohnungen mit einander zu theilen, die offiziellen Befehle entgegenzunehmen, die Dienste, die der Staat verlangte, zu leisten und ihre Toten zusammen zu bestatten.“

In ähnlicher Weise wie in dieser Verordnung ist die genossenschaftliche Solidarität schon in den primitiven Gruppenwesen, die sich auf dem Verwandtschaftssystem aufbauen, vorhanden. Die damit verbundene gegenseitige Ueberwachung schließt überall persönliche Freiheit aus und geht häufig, besonders dort, wo eine öffentliche Gewalt die gegenseitige Ueberwachung kontrolliert, in widerwärtiger Weise bis zur erzwungenen Spionage. Wells Williams betont

*) Math, Gesetz und Recht im alten China, S. 704 und 705.

Das ausdrücklich von den in China noch heute bestehenden Dekurien, Centurien und Clans. Von Peru ist das Selbe bekannt.

Die Verpflichtung zur gegenseitigen Unterstützung brachte es freilich von selbst mit sich, daß Aufsicht darüber geführt wurde, ob der Genosse seinen Verpflichtungen nachkam und ob er nicht aus Trägheit den Anderen zur Last fiel. In beiden Reichen wurden daher die Säumigen öffentlich getadelt, die Fleißigen gelobt. Diese Aufsicht bewirkte, daß der Feldbau eine hohe Stufe der Vollenbung erreichte und hohe Erträge abwarf, so sehr er auch, wenn man unsere modernen Hilfsmittel vergleichend heranzieht, auf primitivster Bodenbearbeitung beruhte.

Die selbe Verpflichtung zur Hilfe wie die Gruppen unter sich hatte in beiden Reichen die öffentliche Gewalt gegenüber den Gruppen. Da sie für die Erhebung des Zehnten in jeder Gruppe das Grundrecht in Anspruch nahm wie ein Territorialgenosse, hatte sie ganz logisch auch die Pflichten eines solchen. Abgesehen von Schutz in Kriegsgefahr, Sicherung der Grenzen durch Befestigungen und Garnisonen, mußten sie auch in jedem Fall der Noth eingreifen.

Zu diesem Zweck war ein Theil des Zehnten in großen Magazinen aufgeschapelt, deren Vorräthe, wie Ondegardo*) berichtet, „mit nimmer fehlender Schnelligkeit und Genauigkeit“ je nach Bedürfnis an die Stämme oder Stammesgruppen vertheilt wurden. In den peruanischen Hochländern, die so oft von Mißernten heimgesucht werden, war Das eine unschätzbare Wohlthat. Eben so in China, wo außerdem wegen der häufigen großen Ueberschwemmungen manchmal ganze Bevölkerungen in andere Bezirke verlegt wurden, — ein Verfahren, das noch heute vorkommt und in Peru ebenfalls, zum Theil auch aus politischen Gründen, gebräuchlich war.

Alle öffentlichen Arbeiten für die Verwaltung wurden als Frohndienste verrichtet. Dierher gehörte in Peru auch die Bedienung in den Häusern der Inkas und Häuptlinge und in den Unterkunfts- und Gasthäusern an den Straßen. In diesen Unterkunfthäusern wurden alle mit Ausweisen versehenen Ankömmlinge auf Kosten der Inkaverwaltung beherbergt und bebstigt. Diese unentgeltliche Verpflegung bestand noch lange Zeit nach der spanischen Eroberung fort und lieferte, wie der Licentiat Gasca 1547 an den Rath von Indien berichtete,**) zahlreichen Spaniern, die mit ganzen Harems von Indianerinnen das Land durchzogen, die Mittel zu einer angenehmen und billigen Existenz.

Auf der Kulturstufe beider Reiche konnte von einem Arbeiterstand in neuzeitlichem Sinne keine Rede sein. Es waren gildenartige Anfänge zu Handwerkerschaften vorhanden, die ebenfalls eine Organisation nach Zünfter- oder Zehnerschaften besaßen. Als Altersgrenze für alle Verpflichtungen war in Peru das fünfzigste, in China das sechzigste Lebensjahr festgesetzt. Von da an war man von Kriegsdiensten, Frohuden und auch von allen Arbeiten befreit. In China übergab der Vater seinem ältesten Sohn das Grundrecht und dieser

*) Narrative of the Rites and Laws of the Yncas, Report by Polo de Ondegardo S. 156.

***) Band 50, Seite 28 der Documentos inéditos para la historia de España.

müßte künftig für ihn sorgen, blieb aber bis zum Tode des Vaters unter dessen Vormundschaft. Die Regulirung der Arbeit — angeblich auch der gesammten Produktion und Konsumtion — soll nach dem schon genannten Tschu-Li in China strengen Vorschriften unterworfen gewesen sein; doch sind nur wenige Einzelheiten darüber bekannt.

Die peruanische Hausindustrie, die zum Theil noch heute Spezialitäten einzelner Gegenden kennt, wurde von der Inkaverwaltung mit den Roßprodukten versorgt, die die Führer der Zehnerschaften an ihre Genossen zur Verarbeitung vertheilten. Diese nahmen auch die fertigen Gegenstände, Schuhe, Waffen, Gewebe, gestickte und andere Gewänder u. s. w. in Empfang, um sie an die Inkas abzuliefern. Was nicht sofortige Verwendung fand, wurde in Magazinein aufgespeichert „die, als die Spanier kamen, bis obenan gefüllt waren mit Allem, was im Lande erzeugt und zum Leben und für den Krieg notwendig war.“ (Ondegardo). Diese Vorräthe erneuerte man von Zeit zu Zeit; nach Las Casas*) und Anderen wurden die Magazine alle drei Jahre geräumt und der Inhalt an die Bevölkerung vertheilt. Durch solche Gaben angelockt, unterwarfen sich viele Völker freiwillig den Inkas, die mehr zu geben als zu fordern schienen. Das Selbe geschah in China; häufig und bis in die neueste Zeit kündeten Völker ihre Unterwerfung an, weil sie erwarteten, sich werthvolle Vortheile durch die Tributleistung zu sichern**)

Ueber alle Zehnten, Frohndienste und andere Leistungen, die die öffentliche Gewalt in Anspruch nahm, und über die entsprechenden Gegenleistungen führte man in beiden Reichen genaue Rechnung. Die Gerechtigkeit des peruanischen Verwaltungsapparates wird von den ersten Spaniern geradezu überschwänglich gepriesen. Unablässige und eingehende statistische Erhebungen trugen die Kenntniß aller Hilfsquellen und Bedürfnisse an den Sitz der beiden Reichsverwaltungen. Hier wurde nach einheitlichen Plänen verfügt, in China allerdings nur bei freundschaftlichen Beziehungen zwischen Kaiser und Fürsten. Aus dieser einheitlichen Verfügung über die Hilfskräfte aller Gemeinwesen im Reich erklärt es sich, daß man in Altperu und in Altchina in so hohem Maße die Natur der Befriedigung aller Lebensbedürfnisse dienstbar machte, während anderswo Gemeinwesen auf der selben wirtschaftlichen Grundlage, die isolirt blieben, wie zum Beispiel die deutschen Dorf- und Markgenossenschaften, nicht dahin gelangt sind. Mit verhältnismäßig hohen Arbeitsleistungen der Massen wurden erstaunliche Unternehmungen zu Stande gebracht. Zahlreiche Angaben europäischer Augenzeugen bestätigen für Peru unter Anderem das Vorhandensein von mehrere tausend Kilometer langen Straßen, die mitten durch die Wüste und über das Hochgebirge führten und mit reichlich versorgten großen Unterkunfthäusern längs des Weges versehen waren. Häufig terrassirte man die Bergabhänge zur Verwehrung des anbausfähigen Landes. Besondere Ausdehnung aber hatten die Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen, die dem Ackerbau dienten. Die längste künstliche Wasser-

*) Las Casas, De las antiguas gentes del Péru, Seite 48.

***) Für Peru: Relacion aus dem Chinghatjal, Documentos inéditos, Band I, Seite 207. Für China: von Richthofen, China, erster Band, Seite 431, Anmerkung 2.

leitung war sechshundert Kilometer lang und hatte eine Tiefe von zehn Fuß bei zwölf Fuß Breite. Alle Bauten wurden — auch hierin zeichnete sich die Inhaberwaltung aus — sorgfältig in gutem Stand gehalten.

Muß man also anerkennen, daß die Einrichtungen in beiden Reichen ihrer Zeit vollauf Genüge leisteten, so wäre es doch übertrieben, sich diese Zustände als ein Goldenes Zeitalter auszumalen. Die Schilderungen, die von dem peruanischen Reich existiren, unterscheiden sich kaum von Utopien und die Chinesen haben nie aufgehört, jene Epoche der Vergangenheit zu bewundern; noch heute beklagen sie, daß die früheren Einrichtungen durch die fortschreitende Entwicklung verdrängt worden sind. Auch hat es bei ihnen an Versuchen nicht gefehlt, sie wieder herzustellen*). Man hat den psychologischen Einfluß jener Einrichtungen vielfach erörtert. In beiden Reichen wären damals Vergehen selten gewesen. Keltene europäische Schriftsteller haben die Peruaner der Inkazeit für sittlicher, für besser als die Europäer erklärt. Im Gegensatz hierzu haben Andere wiederum die Einrichtungen der Inkas unmoralisch und der menschlichen Natur widerstrebend genannt. Solche Urtheile waren freilich nur möglich, so lange man noch nicht wußte, daß die gepriesenen oder getadelten Zustände einer allgemein verbreiteten Kulturstufe angehört haben. Der praktische Sinn der Chinesen ließ sie von je her erkennen, daß Verbrechen und Vergehen mit der besseren oder schlechteren Allgemeinnlage des Volkes zu- und abnehmen; ein Zufriedener würde kein Verbrechen begehen, selbst wenn man ihn dazu dinge würde; aber „ohne ein festes, Auskommen einen beständigen Sinn zu haben, Das vermag nur der Gebildete nicht das Volk. Ohne solches überläßt es sich allen Bügellostigkeiten, Ausschweifungen und Verkehrtheiten und ist Alles zu thun fähig“, sagt Mencius, der bekannte chinesische Gelehrte aus dem vierten Jahrhundert.

Die peruanischen Einrichtungen im Inkareich sind nur ein Glied in der Entwicklung einer wirtschaftlichen Kulturform, die auf der Interessengemeinschaft beruht. In der viertausendjährigen Geschichte Chinas vereinigen sich viele solcher Glieder zu einer ganzen Kette. Die Chinesen hatten Gelegenheit genug, durch öfteren Wechsel zwischen altruistischer Interessengemeinschaft und egoistischer Sonderwirtschaft die Wirkungen beider Formen am eigenen Leibe zu studiren. Unabhängig von einander bestanden in beiden Reichen diese Institutionen des tief in der Urzeit, in den Verwandtschaftssystemen wurzelnden Kollektivismus. Er hinderte sie nicht, Fortschritte zu machen, die nicht weniger weit vorwärts führten als die späteren Kulturepochen der Zivilisation mit individualistischen Einrichtungen. Jene Institutionen gehören Kulturformen an, zu denen wir niemals wieder hinuntersteigen werden; aber ihre Betrachtung lehrt doch, daß der Mensch auch auf einem wirtschaftlichen Boden, der nach der Meinung vieler nur giftige, lebentätende Miasmen aushauchen soll, nicht nur gut gedeihen kann, sondern Institutionen sich herausbilden, die den Kampf ums Dasein in einem erstaunlichen Verhältniß zu der umgebenden Umkultur zu erleichtern im Stande waren. Daraus läßt sich eine Lehre ziehen, die den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart einen großen Theil ihrer heutigen Erbitterung nehmen könnte.

Rürnberg.

Konrad Hörmann.

*) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China, S. 39.

Rebellion.

Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch. Nach meiner Ansicht ist es das Beste, wenn man im hergebrachten Gleise bleibt, etwas Rechtsschaffenes wiew, heirathet und Kinder groß zieht. Daran habe ich mich auch gehalten. Mein Vater war Landwirth, ich wurde das Selbe, erlernte unter seiner Leitung die Wirthschaft und übernahm nach seinem Tode das Gut. Meine Frau war ein Mädchen aus wohlhabendem Hause, wir hatten uns lieb und behielten uns lieb, hatten Geduld mit einander, wenn es noththat, und leben nun schon seit zwanzig Jahren in glücklicher und frieblicher Ehe. Unsere Kinder — wir haben zwei Söhne und zwei Töchter — machen uns viel Freude. Die Wirthschaft gedeiht, wir sind versorgt und mit Gott und der Welt zufrieden. Manchem mag alles Das recht philsiströs erscheinen. Aber auf das Wort kommt es nicht an, wenn man sich wohl dabei fühlt, und auf Das, was Andere sagen und denken, erst recht nicht.

Ich war der Erstgeborene; dann kamen zwei Schwestern, die heute längst brave Hausfrauen sind, und zum Schluß, als ich fast zehn Jahre zählte, ein Bräuderchen. Des Vaters Liebling war ich, war groß, kräftig und gesund wie er; mein Bruder Fritz, der Abgott der Mutter, sah auch genau aus wie sie: klein, zart, zierlich. Sie hatte einen Hang zur Unzufriedenheit, die Mama, und hätte ihrem Mann, wenn sie um fünfzig Jahre später auf die Welt gekommen wäre, wohl zu schaffen gegeben. Aber damals, in Vaters Jugendzeit, kriegte man die Weiber noch unter. Und so blieb bei kleinen Reibereien, die gewöhnlich damit endigten, daß meine Mutter weinte und nachgab. Der Junge aber, der Fritz, war ihre Schwäche. Auch Das hatte er von ihr: er mochte das Landleben nicht leiden, wollte nach der Stadt, nach Wien. Den Wunsch meines Vaters, ihn Landwirth werden zu sehen, schlug er rundweg ab. Und meine Mutter unterstützte den Sohn. Fritz sollte und mußte etwas Besonderes werden! Na, er kam nach Wien und studirte da; amüsrte sich wohl mehr und trieb es recht bunt; brauchte viel Geld . . . und schließlich bekam er das Studiren satt und ging unter die Kommoebianten.

Das war ein harter Schlag für uns. Nur für die Mutter nicht. Im Gegentheil: Die strahlte. Sie wäre ja selbst zur Bühne gegangen, wenn sie nur geburft hätte, sagte sie. Der Junge hätte Das von ihr geerbt.

Er brackte, es loman zu nistk, isf, ug, isf, ayl, Myrwischkuzn, berym, nopl, . . . für eine Art verlorener Sohn, . . . bis er plötzlich obenauf stand. Irgend wer „entdeckte“ ihn, er kam nach Wien, gefiel, wurde engagirt und ward binnen Kurzem zum Liebling des Publikums. Der Vater hat den Umschwung leider nicht mehr erlebt. Die Mutter aber sah den Sohn in Wien spielen, konnte sich in seinem Glanz und war glücklich. Bald darauf starb sie . . . und ich kam selten mit dem Bruder zusammen. Dann und wann, wenn er recht müde war, fand er sich für ein paar Tage bei uns ein, um auszuruhen. Meine Frau hatte ihn sehr lieb; er war ja auch ein netter Kerl, und ein Schauspieler übt schließlich auf alle Weiber einen gewissen Reiz aus; sogar auf die solidesten Hausfrauen.

Was meiner Frau jedoch nicht an ihm gefiel, waren seine ewigen Weibergeschichten. Immer hatte er irgend eine Liebshaft, und eine fremde Ehe zu

stören, war ihm ein reiner Spaß. „Wenn er nur heirathen wollte!“ meinte meine Frau oft und oft. „So kann es doch nicht fortgehen. Es ist ja eine Schande!“

Dazu schüttelte ich zweifelnd den Kopf: „So Einer taugt nicht zur Ehe. Er betrügt seine Frau oder wird von ihr betrogen.“

Ich überzeugte sie nicht. Die Ehe war für sie der Abschluß, das Allheilsmittel gegen alle Thorheiten und Verirrungen. Und sie redete ihm, nach Frauenart, immer wieder zu, zu heirathen, suchte unter den ihr bekannten jungen Mädchen nach einer Braut für ihn. . .

Aber Fritz biß nicht an. Er sei für die Ehe nicht gemacht, sagte er. Und ich sagte es auch. So gab denn meine gute Frau allmählich ihre Hoffnung auf, . . . als uns Fritz plötzlich und völlig unerwartet aus Wien eine Depesche sandte mit der Nachricht, daß er sich verlobt habe und demnächst zu uns kommen werde, um uns seine Braut vorzustellen.

Er brachte sie uns, seine Ada, und sie gefiel uns sehr. Bei der ersten Begegnung, heißt Das. Werthwürdig jung sah sie aus für ihre sechsundzwanzig Jahre. Meine Frau wollte im Anfang gar nicht glauben, daß sie schon so alt sei. Und unschuldig that sie, als wenn sie nicht ein Wässerchen trüben könnte. Man hatte förmlich den Wunsch, sie zu beschützen, zu ermutigen, ein Bißchen sicherer zu machen, so still war sie. Und hübsch! Sehr hübsch; schlank, biegsam, mit einem feinen Gesichtchen, in dem unter blondem Kraushaar ein paar große, helle Kinderaugen ganz bezaubernd wirkten. Mein Bruder war sehr verliebt in sie. Geld hatte sie nicht; keinen Pfennig Mitgift. Ihr Vater war ein verachteter Komponist, der sich als Musiklehrer mehr schlecht als recht durchs Leben schlug, die Mutter schon lange tot. Meine Frau hielt das Mädchen für häuslich erzogen, wirtschaftlich und bescheiden. Aber diese Eigenschaften hätten meinen Bruder gewiß nicht gefesselt; und sie fehlten auch ganz und gar. Ada verstand absolut nichts von der Wirtschaft (meine Frau fühlte ihr sofort auf den Zahn, wie man sagt) und sie gab ohne Weiteres ihre völlige Unkenntniß in solchen Dingen zu. Sie hatte überhaupt eine ganz eigene Art. „Ja, ich bin seiner Liebe unwerth,“ sagte sie zum Beispiel, „ich verstehe nichts, ich bin faul, ich habe viele Fehler. Er hätte nicht schlechter wählen können.“ Und solche Geständnisse wurden mit der süßesten Stimme und dem arglosesten Lächeln, dem Lächeln eines Kindes, abgelegt, so daß man sie unmöglich für Ernst nehmen konnte. Und doch waren sie sehr ernsthaft gemeint.

Auch Anderes kam nach und nach heraus. Sie schien so still, daß man sie für die Bescheidenheit und Unerfahrenheit in Person hätte halten können. Aber sie war keine Unerfahrene. Vielmehr eine Enttäuschte. Man hatte ihr eingeredet, sie hätte eine wundervolle Stimme und würde als Sängerin eine großartige Karriere machen. Jahre lang hatte sie sich in diesen Träumen gewiegt und sich im Geist schon als Berühmtheit gesehen. Und dann war Alles in nichts zerfallen, die Stimme entweder nie dagewesen oder aber verloren gegangen, . . . und Ada bekannte uns, daß sie damals, wo ihre Hoffnungen endgiltig zusammengebrochen waren, oft und ernsthaft an den Selbstmord gedacht hatte. Wie weit sie sich im Laufe der Jahre mit Männern eingelassen hatte, vermag ich nicht zu entscheiden. Thatsache ist, daß sie im Leben viele Freunde

gefunden und sich völlig unbewacht in verschiedenen Städten herumgetrieben hatte. Ich glaube aber, daß sie vorsichtig war, da sie doch immer nur die Ehe im Auge gehabt hatte. Jedenfalls war sie durch viele Hände gegangen, so oder so, und eine wirklich Unerührte bekam mein Bruder nicht an ihr. Eben auch so eine Demi-vierge à la Fräulein Maud. Meinen Bruder nahm sie, weil sie sich keinen besseren Ausweg wußte als die Ehe. Vielleicht war sie auch verliebt in ihn, . . . ich weiß es nicht. Man wurde in diesem Punkt nicht recht klug aus ihr. Und bezeichnend ist, daß er sehr eifersüchtig war, während sie, die doch mehr Anlaß dazu gehabt hätte — mein Bruder war ein beliebter, von den wiener Damen stark umschwärmter Schauspieler —, nicht einen Schatten von Eifersucht oder Unruhe zeigte. Sie fühlte sich sicher und hatte, im Grunde genommen, Recht.

* * *

Ich muß nun sagen, daß Fritz ein Egoist war. Uns war er niemals sonderlich anhänglich gewesen, hatte immer nur für sich gelebt, nur an sich gedacht. Opfer brachte er keinem Menschen, und seine Freunde waren nur so lang seine Freunde, wie sie ihn in keiner Weise in Anspruch nahmen. Nur diese Frau war und blieb seine Schwäche. Sie hatten ein reizendes Nest und lebten gefellig. Aida liebte viel Verkehr und Fritz sügte sich. Wenn sie uns besuchten oder wir sie, bemerkten wir, daß er ihretwegen in steter Sorge war, irgend Etwas war nicht in der Ordnung, wollte nicht stimmen. Aida beklagte sich wohl auch: „Fritz hat so viel zu thun, geht zu den Proben, spielt am Abend, und wenn er nach Hause kommt, ist er müde und abgespant.“

Meine Frau machte große Augen. Das wäre nun einmal so, sagte sie. Alle Männer wären so. Und um so mehr sei es Pflicht und Aufgabe der Frau, den Mann aufzuheitern, wenn er müde von der Arbeit nach Hause kommt.

Aida schüttelte den Kopf. „Ich langweile mich so!“ sagte sie klagend. „So viele Stunden bin ich oft allein! Was soll ich denn thun?“

Meine Frau verwies sie auf ihre Hausfrauenpflichten.

„Das besorgen die Diensthoten“, meinte Aida. „Und mich freuen diese Sachen auch nicht.“

„Wenn sie nur ein Kind hätte“, sagte meine Frau zu mir. Aber von einem Kinde wollte Aida erst recht nichts wissen. Sie hatte eine heilige Scheu vor der Schwangerschaft, der Entbindung und den tausend Bläckerleien, die ein Säugling mit sich bringt.

„Mir fehlt das Organ dazu“, sagte sie mit ihrem holden Kinderlächeln. „Zur Mutterliebe, meine ich. Ich bin überhaupt nicht gut . . . Ich sag' es ja selbst.“

„Ich will nicht bloß die Frau meines Mannes sein“, sagte sie ein ander Mal zum hellen Entsetzen meiner Frau. „Ich möchte selbst eine Rolle spielen.“

Einmal — sie waren beiläufig drei Jahre verheirathet — kam Fritz ganz bestürzt zu uns: Aida habe sich in den Kopf gesetzt, Schauspielerin zu werden. Irrend Jemand habe ihr eingeredet, sie besitze ein erstaunliches Talent dazu. Das sei aber nicht wahr; und überhaupt: er wolle nicht, daß seine Frau

von der Bühne träume. Wir möchten versuchen, ihr diesen Unsinn auszutreiben.

Wir versuchten es und es gelang uns auch bald. Ernst war es ihr ja nicht damit. Sie süßte sich eben nur unausgefüllt und unbefriedigt und suchte nach irgend einer Zerstreuung. . . Meine Frau hielt ihr eine Strafpredigt. „Du machst Deinem Mann das Leben recht sauer,“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Ach ja!“ Uda gab es mit ihrem holden Lächeln zu. „Das thue ich, ich weiß es.“

„Dann mußt Du versuchen, Dich zu bessern.“

Sie lächelte noch kindlicher, noch holdbälliger. „Ich sollte, aber ich kann nicht. Ich bin eben kein guter Mensch. Und wenn man nicht gut ist, bessert man sich auch nicht.“

Sie hielt ihn dennoch fest, und zwar durch das allgewöhnlichste und zugleich unfehlbarste Mittel: durch die Sinnlichkeit. Er war hilf- und machtlos vor dieser Frau. . . und wir überließen ihn seinem Schicksal. Was hätte man denn auch thun können!

Ein einziges Mal versuchte ich, ihn aufzurütteln. „Sei doch ein Mann!“ sagte ich zu ihm. „Zeig ihr ein Bißchen Festigkeit und Strenge. Eine Frau wird doch zu erziehen sein, ums Himmels willen! Aber wenn Du allen ihren Launen nachgiebst und Dir Alles von ihr gefallen läßt, wächst sie Dir natürlich über den Kopf.“

Darauf schwieg er eine Weile, bedachte sich und sprach am Ende: „Du kennst sie nicht. Mit Strenge erreicht man nichts bei ihr. Sie ist unglaublich starkköpfig. Und wenn ich ihr, wie Du es wohl meinst, den Herrn zeigte: sie wäre im Stande, mich zu verlassen. Und Das wäre mir entsetzlich.“

So also stand es. Na, schön. Ich sagte kein Wort mehr. Aber Das weiß ich: Wenn ich eine Frau hätte, von der ich auch nur vermuten würde, sie wäre im Stande, mich aus irgend einem Grund zu verlassen: in der selben Stunde noch jagte ich sie zum Hause hinaus. Und daß ich meinen Bruder in dem Augenblick, wo er mir dieses klägliche Geständniß ablegte, nicht sonderlich geachtet habe, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Im vierten Jahre ihrer Ehe muß es Etwas gegeben haben zwischen ihnen. Was es gewesen, haben wir nicht recht herausbringen können. Aber wir argwöhnten, daß es sich um eine kleine Untreue der Frau gehandelt hat. Fritz war furchtbar verstimmt und wie beschämt. . . und Uda fuhr mitten im Winter allein nach Graz, wo ihr Vater lebte. Nach vier oder sechs Wochen holte mein Bruder sie zurück in sein Haus, verzieh ihr Alles, was etwa vorgefallen sein mochte, und war schwächer gegen sie als je. . . Und sie ließ sich seine Schwäche mit einem matten Dulderlächeln gefallen und benahm sich wie eine kaum Genesene, die geschont und zart behandelt werden muß.

„Ich bin mit Deinem Bruder fertig!“ sagte meine Frau ganz ärgerlich. „Was ist denn Das für ein Mann! Und Deine Schwägerin könnte sich für Geld sehen lassen, wahrhaftig! Oder giebt es in den großen Städten viele solche Frauen und viele solche Männer und viele solche Ehen? Ganz verrückt kommt mir das Alles vor.“

Das sagte ich auch. Im Stillen aber begann ich, den Gründen dieser verdrehten Zustände nachzufinnen, und ich kam zu dem Schluß, daß wohl die Frauen, daß der neue Geist, der in die Frauen gefahren ist, die Hauptschuld tragen mochte an diesen vertrackten Verhältnissen. Der Mann imponirt ihnen nicht mehr! Daran liegt es. Und wenn man Schwächlinge wie meinen Bruder in Betracht zieht — und er ist durchaus keine vereinzelt Erscheinung —, dann kann man den Weibern nicht einmal so sehr Unrecht geben.

Ah, — diese Karren, die die Gefahr an einer Stelle suchen, wo sie gar nicht ist! Da ereisern sich diese Thoren über die sogenannte Frauen-Emancipation, wettern gegen die Frauenarbeit und meinen wirklich, daß von dieser Seite den Männern eine ernstliche Gefahr drohe. Seien Sie doch ruhig, meine Herren! Wenn Sie tüchtige Kerle sind, werden Sie die Konkurrenz der Frau nicht zu fürchten haben. Und auf die Untüchtigkeit kann nicht ängstlich Rücksicht genommen werden. Die Frauen, die selbständig sein und sich durch eigene Arbeit erhalten wollen oder müssen, schrecken nur den untüchtigen Mann, der für das Allgemeine eben so belanglos ist wie die untüchtige Frau. Ob nun ein Er oder eine Sie im Kampf ums Dasein zu Grunde geht, ist ziemlich gleichgiltig. Jedenfalls aber müssen Beide das gleiche Recht haben, sich ihrer Haut zu wehren. Und wenn die arbeitenden Frauen sich, wie sie wenigstens behaupten, ohne den Mann behelfen können, weder Geliebte noch Gattin noch Mutter sein wollen, sich selbst ihr Brot suchen und finden und zufrieden sind dabei, — nun: dann laßt sie ihren Weg gehen und Gott sei mit ihnen. Sie sind, nach meinem Dafürhalten, für das soziale und, mehr noch, das Familienleben nicht gefährlich. Bedenklich finde ich eine andere Gattung: die Frauen nämlich, die zwar vom neuen Geist der Unruhe und Rebellion erfaßt sind, ohne aber den Mann loslassen zu wollen.

Besonders in den Kreisen, zu denen mein Bruder gehört und in denen er verkehrt, in der Kunstler- und Finanzwelt, macht sich diese neue Spielart breit. Es klingt gewöhnlich lächerlich, wenn man nach der verschwundenen „guten alten Zeit“ seufzt. Doch ich kann mir nicht helfen: ich finde, daß unsere Großmütter und Mütter von der heutigen Damenwelt grundverschieden waren. Wenn damals Eine einen Mann und Kinder hatte, gab sie meistens Ruhe. Zu meiner Kindheit und Jugend habe ich nicht annähernd so viel von Ehescheidungen gehört wie heute. Man vertrug sich; oder man blieb doch wenigstens zusammen, — der Kinder wegen. Die Frauen waren lenksamer. Sie wollten auch nicht ewig jung bleiben. Heute wollen und wollen sie nicht alt werden. Immer noch, auch mit grauen Haaren, wollen sie gefallen, sich hervorthun, eine Rolle spielen; sich ausleben. Das ist das Schlagwort: ausleben wollen sie sich. Als junge Mädchen wagen sie es nicht, aus Furcht, keinen Mann zu bekommen. Und so fangen sie erst in der Ehe an, sich „auszuleben“. Früher war die Ehe das Endziel; mit der Verlobung schon fiel gewöhnlich der Vorhang, wie in einem Lustspiel von Benedig. Jetzt ist die Ehe für Viele der bloße Anfang. Die moderne Frau hat Freiheitgelüste, eine unstillbare Gier nach Abwechslung, das Bedürfnis, Etwas zu erleben. Immer der selbe Mann? Psui Teufel! Und die Kinder? Ist sie denn eine Amme? . . . Und so gehts aus Rebellionen. Und von diesen Weibern, die auch in der Ehe noch keine Ruhe geben wollen, geht das Unheil aus. Mütter wollen sie gewöhnlich nicht sein, haben kein

Berlangen nach Kindern, und wenn sie Kinder kriegen, gelten sie ihnen auch nicht viel. Der Mann — Das heißt: der rein geschlechtliche Verkehr mit dem Manne — ist ihnen das einzig Wichtige. Und wenn sie ihren brutalen und nicht selten perverten, an Dinen mahnenden Instinkten mit Behagen und ohne eine Spur von Kampf sich überlassen, dann nennen sie es beschönigend das Recht ihrer Individualität und rufen, daß es ihnen so gut wie dem Manne gestattet sein müsse, sich „auszuleben“.

Ra, gut. Meine liebe Schwägerin gehörte eben auch zu dieser Gattung Weiber. Freilich: wenn mein Bruder ein ganzer Kerl gewesen wäre und die Ehe als Das aufgefaßt hätte, was sie sein soll: als die gefestigte Ordnung im Verkehr der Geschlechter und einen auf Achtung und Neigung gegründeten Bund zweier Menschen, der die rechte Weiße erst durch die Kinder erhält: er würde anders gewählt oder doch wenigstens einen gewissen Einfluß auf seine Frau genommen haben. Aber Kinder waren ihm ein Gräuel wie ihr; und die Ehe war ihm kein ernsther und ehrlicher Bund. Gott behüte! Sinnenrausch wars, Erregung, Getändel, Blödsinn. Was Wunder, daß am Ende kam, was nicht ausbleiben konnte! Eine Ehe, die sich nur ums Schlafzimmer dreht, ist nun einmal keine Ehe.

Nach Adas kleiner Untreue — oder was es sonst gewesen sein mochte — wollte die Sache nicht mehr klappen. Bei aller seiner Schwachheit gegen seine Frau konnte Fritz doch nicht heraus aus seiner Haut. Er war geliebt, was er schon als Kind gewesen: egoistisch, verzärtelt und wehleidig. Wollte immer bedauert, beachtet, gestreichelt werden. Sein Beruf und sein häusliches Leben machten ihn überdies sehr nervös. Alles griff ihn an, er war unlustig, überreizt, schwer zu behandeln. So viel ich sehen konnte, zankten die Beiden oft, und wenn man unerwartet zu ihnen kam, merkte man leicht, daß sie gegen einander verstimmt waren und wahrscheinlich eben erst auf einander losgefahren sein mochten. Wenn ich den Bruder fragte: „Nun, wie geht's?“, gab er mir ausweichende Antwort. Er schämte sich ein Bißchen vor mir . . . Und Ada rühte auch nicht mit der Sprache heraus. Sie klagte nur im Allgemeinen über das Leben, und daß es trostlos langweilig sei, und daß es sich nicht lohne, zu leben . . . und so weiter. Ich ließ sie schwätzen und hoffte immer noch, die Sache würde, wenn auch nicht viel besser, doch auch nicht wesentlich schlechter werden und die Beiden würden sich mit einander abfinden, so gut oder so mißlich es eben gehen wollte, . . . als es unerwartet schnell zu einer Katastrophe, einem großen Krach kam und meine bescheidenen Hoffnungen mit einem Schlag in Nichts zerfielen.

* * *

Ich war dabei. Und mir scheint, meiner Schwägerin war es durchaus nicht unlieb, einen Zeugen zu haben; sonst hätte sie mich ja wegschicken können. Aber vermutlich wollte sie einen „Eclat“ herbeiführen und einen Zeugen dabei haben, um — nicht sich selbst: was sie wollte, wußte sie ja, wohl aber — ihrem Schwächling von Mann jeden Rückzug abzuschneiden.

Ich hatte ihn besuchen wollen und er war gerade von der Probe nach Hause gekommen. Sie hatte besonders, ungewöhnlich lange gebauert und Fritz fühlte sich übermüdet, war auch hungrig. Das Essen hätte sofort aufgetragen werden können, die Köchin war mit Allem fertig. Aber die Gnädige hatte für

gut befunden, am Vormittag auszugehen und über Gebühr lange auszubleiben; und ohne seine Frau wollte Fritz sich nicht zu Tisch setzen. Er getraute sich wohl nicht recht, wie ich argwöhnte. Natürlich war er übler Laune, zerstreut und namentlich unruhig, ging hin und her, trat ans Fenster, setzte sich, stand wieder auf . . . Man sah förmlich, wie seine Nervosität von Minute zu Minute sich steigerte.

„Wo sie denn sei? fragte ich am Ende.

Er wisse es nicht. Sie gehe jetzt so häufig aus und bleibe immer so lange fort. Und er habe ihr doch gesagt, daß er es nicht leiden könne, und sie erst heute morgens, bevor er wegging, gebeten, zu Hause zu bleiben.

„Hat sie es Dir versprochen?“

„Gott bewahre!“ versetzte er mit ärgerlichem Lachen. „Du kennst ja ihre Art und Weise. Sie gab mir Recht, sagte, daß sie selbst wisse, wie unverläßlich sie sei, und daß es vergebliche Mühe wäre, ein Geschöpf wie sie zur Ordnung erziehen zu wollen . . . Unmöglich, ihr beizukommen! Sie stimmt mir ja in Allem und Jedem zu!“

„Ja, die Taktik ist bequem,“ sagte ich.

Endlich, nach mehr als einstündigem Warten auf sie, hörten wir sie kommen. Und Alles, was wahr ist: sie sah reizend aus in ihrer theafrischen Frühlingstoilette, so reizend, daß sogar ich mich milder werden fühlte. Sie haben es ja so leicht, diese Racker, wenn sie hübsch sind. Man sieht sie an und wird schwach, Fritz wurde es ebenfalls, und zwar ausgiebig. Nicht einen einzigen Vorwurf machte er ihr, sah sie nur zärtlich an . . . Ich wollte mich drücken. Aida jedoch forderte mich so dringend auf, zu bleiben, daß ich nachgab und an dem Mittagsmahl theilnahm.

Während wir aßen, raffte sich Fritz doch zu ein paar schäbsteren Vorwürfen auf. Aida lächelte sanft wie immer: „Ja, Du hast Recht. Ich sehe ein, daß es abscheulich war, auf mich warten zu lassen. Aber so bin ich nun einmal.“

„Wo warst Du denn?“ fragte er.

„Das erzähle ich Dir nach Tisch.“

Als wir schwarzen Kaffee tranken und dazu rauchten, begann Aida: „Ich hätte Dir Etwas zu sagen.“

Ich wollte mich erheben. Sie aber winkte mir zu: „Rein, bleib, Arnold. Es ist mir leichter, wenn Du dabei bist.“

Ein gewisses Unbehagen beschlich mich. Doch was sollte ich thun? Ich setzte mich wieder.

Sie sah mir gegenüber, in einem Schaukelstuhl, wiegte sich sachte hin und her und sah aufmerksam auf den Teppich herab. Fritz betrachtete sie mit sichtbarer Unruhe.

„Was hast Du mir denn zu sagen?“ fragte er und seine Stimme klang nicht ganz rein.

„Glaubst Du, daß ich mich an Deiner Seite glücklich fühle?“ entgegnete sie leise, langsam, jede Silbe betonend und ohne die Augen zu ihm zu erheben.

Er und ich starrten sie an. Darauf, auf solche Frage, waren wir nicht vorbereitet gewesen.

„Glaubst Du es?“ fügte sie hinzu und heftete die Augen auf mich.

„Rein Gott!“ erwiderte ich ziemlich barsch, „nach meiner Ansicht könntest Du wenigstens zufrieden sein. Was geht Dir denn ab?“

„Nichts!“ versetzte sie sanft. „Das ist es ja eben: ich bin ein undankbares, nichtswürdiges Geschöpf“ . . .

Ich fiel ihr ins Wort. „Meine liebe Ada, laß das Phrasendreschen. Du kostest mit Deinen Fehlern und Das wird am Ende etwas abgeschmackt. Wo willst Du denn eigentlich hinaus?“

Sie schwieg ein Weilchen, strich mit nachdenklicher Miene die Falten ihres Kleides glatt; endlich sagte sie leise, ganz leise: „Fort möchte ich!“

„Wieso fort? Wohin?“ fragte Fritz verwirrt.

Sie senkte das Gesicht: „Fort von Dir.“ Und so holdfölig sprach sie das grausame Wort, als wenn es sich um eine unschuldige, leicht zu erfüllende Bitte handelte . . .

Abermals wollte ich mich entfernen; und wieder hinderte sie mich daran.

„Ich bitte Dich, bleib,“ sagte sie.

Fritz war aufgesprungen; und fast sah es aus, als wollte er sich auf sie stürzen. Sie blickte ihn ruhig an; und er bezwang sich, wandte sich, leichenbläß im Gesicht, von ihr ab und murmelte mit erstickter Stimme: „Das hättest Du mir wenigstens unter vier Augen sagen können.“

„Rein, nein: so ist es besser,“ entgegnete sie bestimmt.

Er ging mehrmals im Zimmer auf und ab und kehrte dann zu ihr zurück.

„Was heißt Das: Du willst fort von mir? weshalb?“ fragte er zwischen den Zähnen.

„Weil wir nicht zusammen passen. Lange schon hatte ichs dunkel gefühlt. Nun aber weiß ichs.“

„So!“ sagte er mit verbissenem Ingrimm. „Das ist ja reizend.“ Er kehrte sich mir zu: „Was sagst Du dazu, Arnold? Was würdest Du Deiner Frau antworten, wenn sie Dir eine so schmeichelhafte Eröffnung machte?“

„Ihr weit die Thür öffnen und höflich zu ihr sagen: Bitte!“ versetzte ich, ohne mich auch nur für einen Augenblick zu besinnen. „Wenn eine Frau mir Das sagt, ist es aus.“

Er murmelte etwas Unverständliches . . . und rannte aufs Neue hin und her. Endlich ließ er sich, völlig entnervt, in einen Stuhl fallen.

„Ich war doch immer gut zu Dir, nicht wahr?“ fragte er und ich fürchtete, er würde in Thränen ausbrechen. Aber dieses erbärmliche Schauspiel hat er mir — Gottlob! — erspart.

„O ja!“ sagte Ada; und wieder lächelte sie ihr verwünschtes holdföliges Kinderlächeln. „Aber ich bin nicht dankbar. Für nichts bin ich Dir dankbar. Das kann ich nicht, . . . es liegt nicht in meiner Natur, dankbar zu sein. Ich nehme Alles so hin . . . Was fesselt Dich denn noch an mich? Sei doch froh, daß ich gehen will!“

Er sah sie düster an.

„Wenn Du mich schon nicht mehr liebst: ein Wenig Rücksicht, ein Bißchen . . . Anhänglichkeit oder so Etwas könntest Du doch für mich haben,“ sagte er mit nervös bebenden Lippen.

„Natürlich sollte ich,“ gab sie bereitwillig zu. „Daß ichs nicht kann, . . . ist nicht meine Schuld. Soll ich Dir die volle Wahrheit sagen?“ Sie stand auf, stützte sich auf die Lehne ihres Stuhles und sah ihm mit merkwürdig glänzenden Augen ins Gesicht.

Erschrockt blickte er sie an und neigte blos stumm den Kopf.

„Ich habe mich verliebt,“ flüsterte sie wie verschämt und neigte das Bloudehaupt zur Seite.

Jetzt schrieb er sie an: „Was hast Du?“

„Mich verliebt. Mein Gott! Brülle doch nicht so! Kann ich dafür? Ich bin eben noch jung!“

Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Die Geschichte fing an, possenhaft zu werden.

„In wen?“ Er kreischte förmlich, packte sie bei den Handgelenken und schüttelte sie. „Und Du wagst es . . . Du hast die Stirn, mir Das zu sagen, wie ein anderer Mensch Guten Tag sagt! Wer bürgt Dir denn dafür, daß ich Dich nicht erwürge, Dich und Deinen Galan!“

Ich trat zwischen Beide, befreite sie aus seinen Händen und zog ihn am Arm von ihr weg.

„Komm doch zu Dir!“ raunte ich ihm zu.

Sie hatte sich nicht gewehrt, war aber auch nicht erschrocken.

„Du bist ungerecht. Ja: ungerecht,“ wiederholte sie lauter, da er einen höhnischen Ausruf gethan hatte. „Ich betrüge Dich nicht hinter Deinem Rücken, wie andere Frauen an meiner Stelle zu thun pflegen, ich sage Dir offen und ehrlich, daß ich einen Anderen liebe und mich deshalb von Dir trennen will. Was wirst Du mir vor? Kann ich mich zur Liebe zu Dir zwingen? Eben so wenig, wie ich mich zwingen kann, dem Anderen nicht zu lieben. Und entsagen? Ich bin nicht fürs Entsagen. Es thut sehr weh.“

„Na, dann entsage nicht und geh!“ schrieb er, vollkommen heiser, verließ das Zimmer und warf die Thür hinter sich zu, daß alle Möbel zitterten.

Sie fuhr nervös zusammen und faltete unmutig die feinen Brauen. . . . Dann wendete sie sich zu mir, der sich erhoben hatte: „Lieber Arnold, Du bist der Vernünftiger. Du wirst ihn beruhigen. Ich kann es nicht: mich macht sein Toben ganz krank. Ich kann ihm ja auch nicht helfen, nicht wahr? Siehst Du: Ihr Männer lebt Euch in der ersten Jugend aus. Wir Mädchen dürfen Das nicht oder wagen es nicht, man erzieht uns zur Feigheit . . . Ich war feig wie die Anderen und habe mich als Mädchen nicht ausgelebt oder doch nur sehr wenig . . .“

„Ein Wenig also doch!“ dachte ich bei mir.

„Und die Ehe hat mich enttäuscht,“ fuhr sie fort. „Man kann eben nicht Jahre und Jahre lang an dem selben Menschen Gefallen finden, — ich wenigstens kann es nicht . . . Und ich sehe nicht ein, weshalb ich mein ganzes Leben opfern sollte . . . Dem Papa habe ich bereits Alles geschrieben. Er erwartet mich und bei ihm werde ich wohnen, bis die Scheidung ausgesprochen ist. Du siehst, daß ich korrekt vorgehe. Und nun sei so gut und mache Deinem Bruder begreiflich, daß er sich ruhig in Alles finden müsse, daß es zwecklos wäre, mir Schwierigkeiten in den Weg zu legen . . . Es war ganz gut, daß Du dabei

warft: vor Dir wird er sich schämen, einen Versuch zu machen, mich zu halten. Ohne Deine Mitwisserschaft hätte er es wohl gethan. Und nun grüße Deine Frau von mir“ — sie setzte vor dem Spiegel ihr Hütchen auf und zog ihre Jacke an — „und bewahre mir kein allzu schlimmes Andenken. Für seine Natur kann nun einmal Niemand.“

„Selbstverständlich!“ sagte ich ironisch. „Du gehst also directement nach dem Bahnhofe? So wie Du hier stehst? Ohne Gepäck?“

Sie lächelte sanft: „Ist Alles schon vorausgeschickt und ich finde es in Graz, bei Papa.“

„Ach so.“

Sie gab mir die Hand, die ich aber nicht ergriff.

„Wie Du willst,“ sagte sie ergeben. „Leb denn wohl.“

„Eben so viel,“ sagte ich und sie ging.

„Bestie!“ murmelte ich hinter ihr her.

Wir haben bald erfahren, um wen es sich gehandelt, in was für einen Menschen sie sich „verliebt“ hatte. Ein stammer preussischer Landjunker ward, der keine Nerven hatte und seinen Mann stellte, was die „Liebe“ anbelangt. Und solchen Kerl brauchte sie. Sie hatte, trotz ihrem Kinderlächeln und ihren sanften Mädchenaugen, brutale Instinkte und Fritz war für sie nicht robust genug gewesen. An nervösem Raffinement hatte sie sich übersättigt: und so war ihr der stamme Junker gerade recht.

Fritz benahm sich, wie ein Mensch seines Charakters sich in einer so fatalen Situation benimmt: ohne Fassung, ohne Würde, ohne Stolz. Er hätte ihr Alles verziehen, . . . wenn er nur sein Lieblingspielzeug genommen hat, betrug er sich. Aber in die Scheidung willigte er doch, . . . vielleicht in der vagen Hoffnung, daß seine Fügbarkeit Ada rühren würde. Sie aber zog mit ihrem Junker nach Pommern, heirathete ihn und ergab sich ganz dem Sport. Nadeln, Meiten, Turnen, Rudern und Jagen: Alles betrieb sie und Alles mit Leidenschaft. Vielleicht aber hätte sie auch das neue Leben und den gesunden Mann satt bekommen und wieder nach anderer, raffinirter Kost begehrt. Wer kann es wissen! Nach kaum dreijähriger Ehe stürzte sie vom Pferd und brach das Genick. Ihr Mann soll über ihren Tod untröstlich gewesen sein . . .

Mein Bruder aber athmete auf bei dieser Kunde. Er, der eine sanfte, gute, liebevolle Frau gewiß betrogen und jedenfalls bald satt gekriegt hätte, hatte diese Frau nicht vergessen können. Und unerträglich war ihm die Vorstellung gewesen, daß sie lebte, liebte . . . und einem Anderen lebte, einen Anderen liebte. Erst, als er von ihrem Tod erfuhr, wurde er ruhig. Nun hatte sie Keiner mehr!

Ich habe so manches böse Wort über meine ehemalige Schwägerin gesagt. Vielleicht mit Unrecht. Denn jetzt, wo ich gelassen über Alles nachdenke, drängt sich mir unwillkürlich die Schlußfolgerung auf: daß die Männer eben immer die Frauen haben werden, die sie verdienen.

Bismarcks Vorfahren.

Wenn es dem profanen Sinn erlaubt ist, das Wort „Lasset die Toten ihre Toten begraben“ zu deuten, möchte er das Positive dieser Weisheit darin erkennen, daß wir als die lebenden Träger von Gedanken und Thaten nationaler Helden die Pflicht haben, uns stets ihr Bild, den Weg von ihrem Werden und Wachsen bis zum Ende vor die Seele zu stellen, um im Besiz ihrer Erbschaft, so viel an uns liegt, Fortsetzer und vielleicht auch Vollender zu werden.

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die der dreißigste Juli 1898 anregte, unter den Erinnerungen von Freunden und Feinden, Staatsmännern und Gelehrten, befand sich, scheinbar aus dem Rahmen der übrigen Schriften herausfallend — denn es erzählte nicht unmittelbar und allein von dem großen Verstorbenen —, ein Buch: „Schönhäuser und die Familie von Bismarck.“ Es war im Auftrage der Familie geschrieben und erschien nun in zweiter Auflage. Sein Verfasser ist Dr. Georg Schmidt, der bekannte Erforscher und Darsteller genealogischer Adelshistorie. Auf hundertsechshundneunzig Seiten bringt es eine Fülle historischer und biographischer Notizen, Bilder von Städten und Ortschaften, in denen die Bismarcks sesshaft gewesen sind, Abbildungen von alten Siegeln und einige heraldische Zeichnungen vom Professor Ad. W. Hildebrandt, Ahnenbilder des Geschlechtes und Portraits des Fürsten Otto und seiner Familie. Briefe und Tagebuchblätter, allerlei Notizen, die im Text verstreut und ganz oder in Bruchstücken veröffentlicht sind, lassen den Reichthum des schönhauser Archives ahnen und noch auf eine reiche Ernte für spätere Publikationen hoffen.

„Wie ich von meinem Sohn höre, sind Sie geneigt, sich mit einer Arbeit über Schönhäuser zu befassen; ich freue mich darüber und begleite Ihr Unternehmen mit den besten Wünschen“, so schrieb von Barzin aus der Fürst an den Dr. Schmidt am zwölften Dezember 1894; und dieses Interesse, das Bismarck selbst an dem entstehenden Buche nahm, ist mir der Leitfaden. Nicht mit dem Gesamtinhalte, der bei der Neuheit des Stoffes und einem gewissen Mangel an Vorarbeiten die Lust zu mancher Exkursion weckt, will ich mich beschäftigen, sondern damit, wie die Mark und Schönhäuser, die Geschichte Brandenburgs, die Familiengeschichte und vor Allem Eltern und Voreltern auf den Fürsten gewirkt haben.

Sagenhaft ist die Kunde, daß zu den Geschlechtern, die Karl der Große in die neuen Kolonisationsgebiete verpflanzte, auch die Familie Bismarck gehört habe. Aus Böhmen gebürtig, sei sie nach der Altmark gekommen und habe hier das Städtchen Bismarck erbaut. Anders berichtet die Geschichte über Ursprung und Anfang der Familie. Von Westen kommend, sind die Ahnen nach

der Mark gezogen, wo die Billunger das Werk der Eroberung und Besiedelung begonnen hatten und die Askamier es fortsetzten. Hier haben sie wohl von dem Ort, der ihre Heimath wurde, auch den Namen angenommen. Rasch haben sie sich dann ausgebreitet, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sitzen Angehörige an verschiedenen Stellen der Mark, ein genealogischer Zusammenhang unter ihnen läßt sich aber nicht mehr feststellen: in Stendal ein Herbord Bismarck als Aldermann der Gewandschneidergilde, Andere als Patrizier und Rathsmitglieder in Prenzlau, als Ritter in der Priegnitz, als Bürger in Lüneb. Noch fehlte der feste Besitz von Grund und Boden, der das Geschlecht konsolidiren sollte. Da übertrug 1345 der Markgraf zu Brandenburg Ludwig von Wittelsbach, zum Lohn für treue Dienste, seinem Anhänger Nikolaus Bismarck aus Stendal das Schloß Burgstall als erbliches Manneslehen. Die Familie trat damit in unmittelbaren Zusammenhang mit den adeligen Geschlechtern der Altmark und später durch Heirathen auch in Verwandtschaft. Den vollen Uebergang zum Landadel vollzogen sie bald darauf, als sie in einer Parteinng der prenzlauer Bürgerschaft die Stadt verließen und sich auf Burgstall ständig einrichteten: Prenzlau rief sie vergeblich zurück. Der Bund mit den ritterlichen Familien der Mark wurde geschlossen und das Geschlecht kam in ununterbrochene, unmittelbare Verbindung mit dem Landesherrn. Diese Beziehungen seiner Altvordern zu den Wittelsbachern, den damaligen Markgrafen zu Brandenburg, hat der Fürst gut gekannt: im Briefwechsel mit König Ludwig dem Zweiten von Bayern erinnert er an die Zeiten, wo vor vielen hundert Jahren die Bismarck treue Dienstmänner des Markgrafen waren, und an das Wohlwollen, das die bayerische Dynastie damals während mehr als einer Generation seinen Vorfahren zeigte.

Als später in Zeiten schrecklicher Verwirrung der Hohenzoller Friedrich in die Mark kam, um Ordnung und Gesetz herzustellen, traten die Bismarck in Gegensatz zu den wilden Kämpfern für adlige Sonderrechte, zu den Quisquos und Anderen, mit denen sie blutsverwandt waren. Und die neuen Herren wurden ihnen gnädige Fürsten.

Da schien es, als sollte dies schöne Verhältnis zwischen Unterthan und Herr gestört werden. Der Kurprinz Johann Georg — auch die Hohenzoller pflegten in diesen Tagen des sechzehnten Jahrhunderts, wo an den Fürstenhöfen das Vergnügen der Jagd und die Freuden des Webers wechselten, eifrig das Waidwerk — strebte danach, seinen Jagdgrund abzurunden, und wurde als Besitzer von Leylingen ein unbequemer Nachbar. Mehr als zweihundert Jahre hatten die Bismarck auf Burgstall gefessen; als tüchtige Landleute waren sie des Lebens in Feld und Wald froh gewesen, unberührt von der Verfeinerung des Hoflebens, aber treu ihrem Markgrafen. Jetzt fühlten sie die starke Hand des jungen Kurprinzen, den Uebermuth des mächtig gewordenen Herrn,

dessen „gefaßter Ungnade“ sie sich schließlich fügen mußten. Nach langen Unterhandlungen und endlosen Zänkereien kam im Dezember des Jahres 1562 ein Tauschvertrag zu Stande: Schönhausen und Fischbeck für Burgstall, statt des lieben alten Sipes ein neues Besitzthum jenseits der Elbe. Grollend räumten die Brüder Jobst und Georg Bismarck mit ihren Familien noch gegen Ende des Winters 1562 auf 63 ihr altes Heim und siedelten nach Schönhausen über. Ein gutes Stück Kulturarbeit mußte hier, im öden Lande und im Kampfe mit den Elementen, dem Wasser vornehmlich, von Neuem begonnen werden. Der Nachtheil der jungen Erwerbung kam allen Familienmitgliedern schmerzlich zum Bewußtsein; nur langsam wurde er überwunden und erst in unseren Tagen durch die 1866 und 1871 dem Grafen und Fürsten Bismarck verliehenen Dotationen, wie der Fürst 1871 schreibt, wettgemacht. Bismarck knüpft an diese Erinnerung den Wunsch, daß „Gott diesen Besitz in unserer Familie erhalten und meine Erben lehren möge, ihn weise und barmherzig zu verwalten, mir aber in jener Welt so gnädig sei wie in dieser.“

Es schien zunächst, als wollte der aus seinem alten Boden in neues Erdreich verpflanzte Baum nicht recht gedeihen: beide Brüder, Jobst und Georg, starben, ohne leibliche Erben zu hinterlassen. Der Besitz ging auf die ältere Linie über und Friedrich Bismarck vereinigte alle Besitzungen des Geschlechtes in seiner Hand. Dem jüngeren Stamm, den Ludolf begründete, fiel Schönhausen zu. Zum Unglück starben Vater und Sohn in blühendem Alter und hinterließen das Erbe an Wittwe und unmündige Kinder. Alle Schweden, die wir in die zwei Worte „Dreißigjähriger Krieg“ zusammenfassen können, brachen über die Wittfrau herein, die sich mit ihren fünf kleinen Kindern tapfer durchschlug und zeitweise durch ihrer Hände Arbeit für das tägliche Brot sorgte. Frau Bertha von der Assenburg gebührt der Ruhm, wie ein Mann in den Tagen des Elends und Jammers ausgehalten zu haben. Die Erinnerung an die bösen Jahre ist in der Familie wach geblieben: noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts fand man auf dem gutsherrlichen Grund und Boden Menschenknochen und Menschenschädel, die Ueberreste Solcher, die damals mit ihren Leibern den Boden gebängt haben. August Bismarck, in der Kriegszeit aufgewachsen und durch sie gestählt, wurde Wiederhersteller des väterlichen Gutes. Er baute auf, sammelte. Aus seiner dritten Ehe folgte ihm sein erstgeborener Sohn Ludolf, dann dessen Bruder, der nach dem Vater genannt war.

Von da an treten die Vorfahren in ihrer persönlichen Anlage, ihrem Willen und ihrer Lebensarbeit klarer hervor. August errichtete auf der Stätte, die im Jahre 1642 von den Schweden gebrandschaft worden war, ein neues Herrenhaus. Im Jahre 1700 war es vollendet. Als guter Wirth und sorgsamer Hausvater verbesserte er die finanzielle Lage der Familie. Der erste preussische König ernannte ihn zum Landrath der Altmark und Friedrich Wi-

helm der Erste fand bei ihm, früher als bei den anderen Abligen, mit der Regularisirung der altmärkischen Lehensseinrichtungen Verständniß und Entgegenkommen. August starb in gefegnetem Alter, von Kindern und Enkeln umgeben. Mit seiner Gemahlin, einer geborenen Ratte, verband ihn treue Liebe; das gemeinsame Grabmal der Ehegatten zeigt den Spruch: „Auch der Tod trennt uns nicht“.

Der älteste Sohn, August Friedrich, der Uregroßvater des Fürsten, erbte Kniephof, Jarchelin und Kütz, während Schönhausen und Fischbeck laut Testamentsbestimmung an die jüngeren Brüder fielen. Er war Soldat. Von mütterlicher Seite kam ihm wohl die besondere Befähigung, die er entwickelte. Unter seinem Onkel, dem nachmaligen Generalfeldmarschall Grafen Ratte, diente er als junger Kornet. In den Niederlanden erfocht er die ersten Lorbern; bei Mollwitz verdiente er sich das Wohlwollen des neuen Königs, der ihn mit dem Orden Pour le mérite auszeichnete und zum Obersten ernannte. In der Schlacht bei Gzaslau starb er den Reiter tod. Das Maß seines Leibes ging über die Größe gewöhnlicher Menschenkinder hinaus. Den redenhaften Gliederbau und eine gewisse Aehnlichkeit der äußeren Gestalt hat der Urenkel wohl von ihm überkommen. Die erste Gemahlin, Stephanie Charlotte von Dewitz, vererbte das Blut Derfflingers und Roerners, der bei Fehrbellin fiel, auf Kinder und Kindeskinde.

Friedrich des Großen Günst, die der Vater besessen hatte, ging auf den Sohn über. Der König machte aus dem jungen Diplomaten einen Krieger: „Ein Offizier wie sein Vater ist mir lieber als alle Federfuchser der Welt.“ An den Schlachten des Siebenjährigen Krieges nahm Karl Alexander Theil, bis ihn eine Verwundung nöthigte, den Abschied zu erbitten. Dann lebte er der Bestellung seiner Güter. Das Landleben brachte in ihm die Keime einer „schönen Seele“ zur Entfaltung. Es war die Zeit Werthers. Hinter dem rauhen Aeußeren des Mannes barg sich eine Welt von Empfindungen in jubelndem Glück und in trauerndem Schmerz. Als „eine aufblühende Rose“ fand Karl Alexander seine Braut Christiane Charlotte Gottlieb von Schönfeld, eine Schwesterkind seiner Mutter. Der Ehe entsprossen sieben Kinder, die rasch nach einander geboren wurden.

Sein jüngster Sohn war Ferdinand Bismarck, der Vater des Fürsten. Früh trat er in die Armee und der alternde Friedrich wies ihn auf seinen Großvater als einen „ganzen Keel“ hin, dem er nahefeiern und gleich werden sollte. Nach dem Feldzug in der Champagne zog er sich nach Schönhausen zurück, dessen Anfall an die Familie noch sein Vater erlebt hatte. Dem glänzenden Kreise der gebildeten Hofgesellschaft in der Hauptstadt trat er nah; hier lernte er auch seine spätere Gemahlin kennen, Wilhelmine Wenden. Deren Vorfahren waren einst wackere Kaufleute in Oldenburg gewesen, dann tüchtige Juristen in Leipzig, geistreiche Gelehrte in der Goldenen Aue. Wilhelmine

war die Tochter des Kabinetstathes Friedrich Wilhelms des Zweiten, der, noch thätig unter dem folgenden König, von Stein geschätzt und in seiner Bedeutung gewürdigt wurde. In Berlin war das junge Fräulein umschwärmt; ihre Schönheit blendete, ihre Anmuth bezauberte. Sie wählte unter vielen stürmischen Freiern schließlich den Landjunker. Das Kriegsjahr 1806 war ihr Hochzeitjahr. Drei Monate nach der Vermählung mußten die jungen Eheleute vor den Bajonetten der verfolgenden Franzosen flüchten. Haus und Hof wurde geplündert. Nachmals begann der Aufbau. An der Erhebung des Vaterlandes theilten sich Beide. Der König kannte ihre Treue. In Schönhäusen sammelte sich Lüthows wilde Jagd; der so oft zertretene Boden erlebte die schönste Auferstehung eines jubelnden Patriotismus. Nach dieser Zeit wurde als viertes Kind der kleine Otto geboren. Zwei Geschwister folgten noch. In den späteren Jahren kränkelte die Mutter. Der Gatte überlebte sie um wenig mehr als ein Lustrum. Dem dreiundsiebzigjährigen Greis brachte die Ueberschwemmung der Elbe 1845 die Todesahnung, als die Wasser durch die Dämme brachen und den Park von Schönhäusen überflutheten. „Die Linden sind eingegangen, nun werde ich wohl bald ihnen folgen.“

Der junge Otto hatte zu Hause beten und arbeiten gelernt. Die strenge Art seines Vaters hat den jugendlichen Sinn des Knaben recht gelenkt, tüchtig gezogen. Ihm dankte der Sohn mehr als der Mutter, der er eine weniger sympathische Erinnerung bewahrte. Was ernste Arbeit hieß, sah er an der Scholle des väterlichen Gutes. Daher erkannte er auch den Grund jeden Wohlstandes, aller Größe: Pflichterfüllung und Gottvertrauen.

Von Beruf war Otto von Bismarck nicht in erster Linie Soldat. Wohl hatte ihm der Blick auf die lange Reihe seiner Vorfahren, die in der brandenburg-preussischen Armee Tüchtiges geleistet hatten, militärische Neigung eingepflanzt und er fand oft Gelegenheit, zu zeigen, daß er persönlichen Muth und Selbstvertrauen in hohem Grade besaß. Als Jüngling rettete er mit eigener Lebensgefahr einen Menschen vom Tode des Ertrinkens und erwarb für diese Heldenthat die wohlverdiente Rettungsmedaille; in reifen Jahren bewährte sich der Reichshauptmann in der Noth des Landes; mit wenigen Anderen behielt er in den Wirren der Märztage 1848 den Kopf unverrückt, den Blick ungetrübt auf die Zukunft des Vaterlandes gerichtet. Im Granatenfeuer der Feldschlacht hat er seinen König dem Vereich drohender Kugeln entzogen und in den Parlamentskämpfen klang durch seine Reden ein soldatischer Ton. Wie sehr er wußte und beurtheilen konnte, was militärisches Wesen ist, hat er in allen Jahren seines Verkehrs mit Kaiser Wilhelm gezeigt. Ihn sagte er „am Portecopé“, wenn den geborenen Führer auf Augenblicke die Zuversicht auf den Erfolg zu verlassen drohte. Ihn kräftigte er, wenn er ihn in gefährvollen Lagen des politischen Lebens als Sol-

daten ansprach und an den Kampf vor der Front mahnte. Nicht vergeblich sprach er dann zu seinem König. Noch bewundern wir die unvergleichliche Art der Behandlung, die er dem alten Herrn zu Theil werden ließ und die der Erfolg krönte. Und dabei ließ er sich seine Stellung als ersten Ministers und Berathers von den Militärs, die Wilhelm den Ersten umgaben, nicht verkümmern. War auch zu verschiedenen Zeiten sein Verhältniß zu diesen Halbgöttern schwierig: das Vertrauen seines Herrn blieb ihm sicher. Davan haben die Intriguen der Hofclique wie der laute Kerger der Offiziere nichts zu ändern vermocht.

Von mütterlicher Seite stammte Vieles, was ihn zu seinem Beruf als Staatsmann und Politiker befähigt hat: die Liebe zu der Geschichte, die er seit jungen Jahren aus umfassender Lecture gewonnen hatte und die er fortwährend nährte, die nächsterne Anschauung der realen Welt, die ihm durch keine gelehrte Schreiberei und keine Parlamentsdebatte verdunkelt oder verdorben wurde, ein gesunder Sinn für das Praktische und Erreichbare, das er maßvoll, ohne Phantasterei und Uebereilung, durchzusetzen verstand.

Er war ein geborener Diplomat und doch hat er vor Fürsten und Abgeordneten niemals den Landmann verleugnet, der, ohne zu deuteln, redet und gesprochenes Wort wahr sein läßt. Denn wenn seine Ehre verletzt war oder an seinem Worte gezweifelt wurde, brach der gewaltige Zorn des Germanen, der in ihm lebte, mit verheerender Leidenschaft hervor. Da wuchs die grimme Art des Norddeutschen, die nur durch die Gewohnheit langer Kultur gemäßigt ist, urplötzlich vor dem erschrockenen Zuhörer oder Urheber zu imponirender Größe.

In allem Thun, Reden und Schreiben blieb er einfach und natürlich. Jede Gespreiztheit des Wesens war ihm fremd. Seine Worte wirken so gewaltig, weil er von Herzen sprach, wie die Natur den sinnenden Knaben da draußen auf dem Gut des Vaters gelehrt hatte. In dem Ton, in dem Eichen und Buchen, Tannen und Sträucher im Walde, Blumen des Feldes ihm zugerannt hatten auf seinen Wanderungen durch die Gottesnatur, in dem Ton sprach er zu uns. Aus dem ländlichen Leben, dem frischen Hauch von Blüthe und Blatt nahm er die Bilder seiner Rede: sie kamen ihm ungesucht, daher sind sie auch von dauernder, großer Wirkung.

Er konnte hassen, aber er verstand auch, zu lieben. An seinem Königshaus hing er fest und treu wie seine Vorfahren, tiefer und innerlicher als sie, denn er blieb Vorkämpfer der monarchischen Gewalt in einem republikanischen Zeitalter, er wurde der Begründer neuer Macht und Herrlichkeit für das alte Fürstengeschlecht. Wie hoch ihn sein König erhob, er blieb der treue Diener seines Herrn. Alle Bewunderung der Welt, die ganze Liebe seines Volkes lenkte er als fürsorgender Rath auf das regirende Haus, die

bestehenden Dynastien, als einen Pfeiler des Reiches, auf das große Vaterland, dessen Baumeister er war. Er trat hinter sein Werk zurück. Vollendung und Ordnung des eigenen Lebens sah er im Bestand und Ausbau des Reiches.

Bis auf ihn ist kein Märker erstanden, der Gewaltigeres vollbrachte. Denn auch der große Kurfürst und der große König haben anderen Einflüssen als heimathlichen Erinnerungen Anlage und Entwicklung zu danken gehabt. In Bismarck erscheinen alle Merkmale des niederdeutschen Wesens, das sich in der Mark erhalten hat, gesammelt und verdichtet, in ihm lehren die Charakterzüge wieder, die uns die Geschichte dieses schwer erkämpften, dreifach besiedelten Bodens lieb und theuer machen.

Das Geheimniß des Helden zeigt Aufgang und Niedergang. An den Polen der Geburt und des Todes wird Vergangenheit erinnerlich und Zukunft ahnbar. 1815 wurde Bismarck geboren, nach den Stürmen nationalen Niederganges hat er in den Tagen, die der wonnevollen Erhebung norddeutschen Wesens folgten, die Weihe des Lebens empfangen. Die Sonne jener Tage strahlte dem werdenden Menschen entgegen, ihr Abglanz lag auf den ersten Jahren seiner Kindheit. Der Mann in der Blüthe des Lebens schuf uns das Reich. Sein Wesen lebt noch im Stoff, auch wenn er ihn nicht mehr modelt. Der sterbende Greis hat die Zeit der Bewährung auf großem Gebiet, die Hoffnung künftiger Menschenalter, nicht mehr gesehen.

Walter Graebner.



Selbstanzeige.

Früh- und Abendroth. Gedichte. Dresden. Kochs Verlag, 1899.

Philosophiren kann und mag nicht Jeder, sagte ich zu mir, als ich das Ob oder Ob Nicht meiner Gedichte jüngst bei mir erwog, und man versammelt schließlich doch meistens nur eine kleine Gemeinde um sich; aber ein Früh- und Abendroth ist Jedem beschieden und Jeder läßt sich gern Etwas davon aus Dichtermund berichten. Hier zapfte michs am Ohrschläpchen. „Ist Dein Mund ein Dichtermund, taugen Deine Verse was? Haben selbst große Männer — geschweige denn kleine — sich nicht gerade oft darin geirrt, daß ihre Lieblings-

schwächen zugleich ihre Lieblingskinder waren, die sie hegten und pflegten? Hat nicht Rüdert sein ungeheuerliches, wenn auch an poetischen Schönheiten reiches Drama ‚Saul und David‘ besonders geliebt und es schwer verwunden, als Lied es gänzlich unbeachtet ließ? Hat nicht Feuerbach ‚Reimverse auf den Tod‘ geleistet, die selbst ich, sein Getreuer, nicht verbauen konnte? Und sollte man nicht Anderen dadurch ein gutes Beispiel geben, daß man den Tugenden großer Männer nachseufert, aber nicht ihren Schwächen? Sonst verfühligt man sich.“ Freilich, freilich, ja, gewiß, aber — wie Anzengruber in den „Kreuzelschreibern“ sagt — das Gute-Beispielgeben „geht nur in der Sünd allmal viel leichter.“ Und also: sündigen wir nur einmal frisch darauf los. . . Als eine Probe aus meinem neuen Band darf ich vielleicht das folgende Gedicht anführen:

Gesetz der Welt.

Das ward als härtestes Gebot gegeben,
Als unumstößliches Gesetz der Welt,
Daß, weil die Lebenslust erzeugt das Leben,
Der, dem die Lust erlischt, dem Tod verfällt.

Die Lust, versteh' mich recht, nicht Bluthenschwüle,
Des Sinnenlebens einzig ist gemeint,
Der des Gesetzes unmahbare Kühle,
Die Pflicht, die Sittlichkeit sich streng verneint.

Nicht dieser Trieb, dem Jene widerstreiten,
Nicht Ehre, Gunst, der Schönheit holdes Bild,
Nicht Einzelnes kann uns die Lust bereiten,
Das Ganze ist's, aus dem das Höchste quillt.

Es giebt nur ein, ein wirkliches Genießen,
Ein Pfand nur von des Schicksals höchster Günst:
Der Lebenswelle ungehemmtes Fließen,
Nur Das ist Lust und alles Andre Dunst.

Das ist das Ganze. Ist es je zu finden?
Ja, einmal steht's dem Sterblichen bereit,
Um ihn mit tausend Wonnen zu umwinden —:
Die Menschen nennen es die Liebeszeit.

Das macht der Liebe Thun so außerlesen,
So welkenweit dem Irdischen entrückt,
Daß in ihr pulst des Menschen ganzes Wesen,
Den sie mit trunkenem Entzücken schmückt.

Doch wie sie Unerseglisches uns leistet,
So ist auch unerseglisch, was uns fehlt.
Wenn sie uns fehlt, — sei noch so hoch begeistert,
Du mißt die Liebe und Du bist entseelt.

Und mit ihr schwindet weinend auch der Friede
 Und nimmer kehrt er ein in Deine Brust.
 Und ob Dein Sinn sich stolz von Allem schiebe-
 Der Friede wohnt einzig in der Luft.

Und ward sie Dir gebrochen und verdorben,
 Was immer Du auf Erden noch erwirbst,
 Es tönet hohl, denn Du, Du bist gestorben,
 Noch eh' Du auf dem Totenbette stirbst.

Das ward als härtestes Gebot gegeben,
 Als unumstößliches Gesetz der Welt,
 Daß, weil die Lebenslust erzeugt das Leben,
 Der, dem die Lust erlischt, dem Tod verfällt.

Wohl leuchtet dem Entsagenden Verklärung,
 Auch der gedrohne Wille findet Ruh',
 Doch ist's die Ruh' des Todes, der Verherung,
 Der Wüste Stille deckt die Lebe zu.

Die Sinnenlust glaubst Du, o Thor, zu dämpfen
 Was in Dir Lust verlangt, ist der Geist,
 Du kannst entsagend keinen Sieg erkämpfen,
 Wenn Du den Geist nicht erst in Stücke reißt.

Wie einst die Konne Himmelstrost ersehnet,
 So müht vergebens sich, wer, lustberaubt,
 Erlösung in der Pflicht zu finden wähnet,
 An Frieden, der von oben komme, glaubt.

Rein, höchste Lustgewähr allein ist Friede,
 Der einzig wahre, der von oben stammt,
 Doch ob er auch von unserem Weg sich schiebe,
 Ein Etwas bleibt, in dem die Gottheit stammt.

Sie stammt in jedem ehrlichen Verzicht,
 Das voll bewährt der Seele edle Kraft,
 Nur daß wir Kraft sind, kann empor uns richten,
 Sie ist's allein, die alle Freiheit schafft.

Den Schmerz bestehn und sich dem Schicksal fügen,
 Wie tief es auch an unserem Marke zehrt,
 Statt sich mit schmeichelndem Ersatz betrügen,
 Sei unser Adel, der sich selber ehrt.



Jahrhundertouverture.

Im Jahre 1752 hatte die Krone Preußen wegen Aufbringung einer größten Anzahl preussischer Schiffe und Ladungen während des Seekrieges von 1744 bis 1748 Veranlassung zu einer merkwürdigen Denkschrift über das Verhalten der großbritannischen Regierung. Darin werden die Präsenentscheidungen der englischen Gerichte in einer mit dem übrigen verführerlichen Parialstil stark kontrastirenden Ausdrucksweise als „Räubereien und Insolenzien“ bezeichnet und Repressalien angedroht. Der Konflikt wurde 1756 erledigt und England bewilligte zwei Millionen Pfund Sterling als Entschädigung. Ähnliche Dinge scheinen sich jetzt in Afrika vorzubereiten, wo bereits das dritte deutsche Schiff wegen Verdachtes der Kriegscontrebände angehalten worden ist. In solchen Zeiten sollten sich die heimischen Rübereien ganz besonders ihrer Solidarität bewußt werden; leider aber sind gerade jetzt unsere beiden ersten deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften, die Hamburg-Amerikanische Packetsfahrts-Aktiengesellschaft und der Norddeutsche Lloyd, in heftige Fehde mit einander gerathen. Beide Gesellschaften sind gleich thätig und erfreuen sich in gleichem Maße der Gunst des Publikums und der Reichsregierung. Innere Gründe zur Feindschaft liegen eigentlich auch nicht vor, aber trotzdem herrscht eine große Vereiztheit und man ist offenbar nicht mehr weit davon entfernt, durch gegenseitige Unterbietung der Passagier- und Frachtenpreise den Tariffkampf zu eröffnen. Bisher hatte Hammonia zweifellos das Prestige; die Hamburger Packetsfahrts A.-G. sieht aber mit banger Sorge, daß der Norddeutsche Lloyd sein Aktienkapital wieder um ein Bedeutendes erhöhen will, und fürchtet, von ihm überflügelt zu werden. Dem soll nun durch einige Verdächtigungen des Schwesterunternehmens vorgebeugt werden, wie sie unter zärtlichen Verwandten nicht selten sind. Unsere großen Schiffahrtsgesellschaften kommen bei der fortwährenden Verstärkung der Betriebsmittel so wie so nicht zur Ruhe und daher ist auch die Stimmung der Börsen ihnen gegenüber durchaus keine rosig. Uebrigens mißtrauen die Hauptaktionäre des Norddeutschen Lloyds mit Recht dem Dementi, das die Kapitals-erweiterung bestritt, und entäußern sich ihres Besizes in erheblichem Umfang, da sie von der Ausgabe der neuen Aktien eine erhebliche Schwämmerung der zukünftigen Dividenden befürchten. Sollte also die schöne Einigkeit, die die beiden Gesellschaften bis vor Kurzem gezeigt haben, gänzlich in die Brüche gehen, so wird das Publikum eine Weile zu gewinnen scheinen; das Ende würde aber auch hier – wie immer – sein, daß zur radikalen Beseitigung aller Konkurrenz beide Unternehmungen sich vereinigten. Die Vorbereitungen zu einer solchen Fusionierung dürften schon weiter fortgeschritten sein, als man in den Kreisen der nicht Eingeweichten ahnt, und das Mißtrauen, das jetzt gesät wird, hat vielleicht nur den Zweck, auf den Kurs der Aktien zu drücken und damit den zu zahlenden Kaufpreis später möglichst herabzusetzen.

Welches Gebiet der wirtschaftlichen Thätigkeit man auch betrachten mag: überall stößt man auf die selbe Geldnoth. Daran kann es auch nicht viel ändern, wenn die Reichsbank nach Verstärkung ihres Goldbestandes demnächst ihren abnorm hohen Diskontsatz ein Wenig heruntersetzt; und selbst die Erwerbsklassen, die bisher am Hartnäckigsten den Bewegungen des Geldmarktes zu folgen ablehnten, müssen sich zu einem Schritt entschließen, der nicht mehr und nicht

weniger als eine völlige Verleugnung ihrer leidenschaftlich vertheidigten Doktrin bedeutet. Die Vertreter der Landwirthschaft sehen sich genöthigt, ihre vor einigen Jahren nach dem Vorgang des preussischen Staates auf drei Prozent konvertirten landschaftlichen Pfandbriefe in vierprozentige zurückzuverwandeln, und erkennen damit an, daß ihre oft wiederholte Behauptung, den heutigen wirthschaftlichen Verhältnissen entspreche allein eine dreiprozentige Verzinsung, auf irrigen Voraussetzungen beruhe. Vielleicht werden die agrarischen Herren nun auch einsehen, weshalb die oft gescholtene Reichsbank mit einem dreiprozentigen Diskont nicht auskommen kann, und gewisse abgestandene Tiraden in Parlamenten und Presse endlich unterdrücken. Wo irgend noch die Konzession zur Ausgabe von drei- oder dreieinhalbprozentigen Papieren unausgenützt ist, verzichtet man heute gern darauf und gewährt höhere Zinsen, um nur überhaupt Geld zu bekommen. Wie ich höre, beabsichtigen einige unserer Hypothekenbanken, die sich von jeher gut auf die Zeichen der Zeit verstanden und die Führung haben, sogar viereinhalbprozentige Hypothekenspfandbriefe auszugeben. So außergewöhnlich ein solcher Schritt wäre: am Erfolge ist nicht zu zweifeln; und ist er einmal gethan, so wird sich eine ganze Schaar gelehriger Nachfolger finden, die sich heute nur scheuen, als Erste den neuen Weg zu beschreiten. Ein frankfurter Hypothekeninstitut hat im März 1899 eine Serie von dreißig Millionen und ein halbes Jahr später weitere zehn Millionen Mark vierprozentiger Hypothekenspfandbriefe ausgeben und dafür auch die Genehmigung zum Börsenhandel erlangt; jetzt scheint es den Rest dieser Emissionen, mehrere Millionen, nicht unterbringen zu können. Um sich zu helfen, schreibt es wieder zwei Serien ebenfalls vierprozentiger Pfandbriefe im Betrage von je zehn Millionen Mark aus und schiebt, um den Abnehmern entgegenzukommen, die Unkündbarkeit bedenklich weit hinaus. Würde das Institut, statt sich bei den jetzigen hohen Verkaufsprovisionen hierbei der Gefahr eines Disagios auszusetzen, nicht viel klüger thun, frisch und frei den viereinhalbprozentigen Typus zu proklamiren? Dieser würde einen verhältnißmäßig hohen Kurs rechtfertigen und voraussichtlich einen Agiogewinn bringen, der im Interesse seiner Konsolidirung dem Institute nur erwünscht sein könnte.

Selbst ein so großes und angesehenes Unternehmen wie die Berliner Elektrizitätswerke hat sich entschließen müssen, viereinhalbprozentige Obligationen auszugeben, und wenn das Publikum gern nach diesen Papieren gegriffen hat, so ist Das doch das beste Zeichen, daß sie einem Bedürfniß entsprechen. Dreieinhalbprozentige Obligationen finden kaum noch einen Markt; und so hat sich die Dortmund-Bronau-Entscheider Bahn entschließen müssen, ihre dreieinhalbprozentigen Prioritäten vom Jahre 1896 unbegeben zu lassen und dafür neue Aktien zu emittiren. Zur Deckung des Bedarfes für rollendes Material, Gleis- und Bahnhofserweiterungen sollen im Ganzen gleich gegen sechs Millionen Mark aufgebracht werden; die neuen Stücke werden den alten Aktionären zu Pari angeboten, während der jetzige Kurs der Aktien etwa 188 Prozent beträgt. Natürlich würde man zu einem so heroischen Mittel nicht greifen, wenn nicht die Schwierigkeit, Geld zu erhalten, heute gar groß wäre.

Ist es schon bedenklich, daß Solches bei einem Unternehmen vorkommen kann, das sich in voller Blüthe befindet und befriedigende Ergebnisse abwirft, so war es noch bedenklicher, daß die Geschäftsstille der Börsen kurz nach

Neujahr von einem wüsten Getümmel zwischen den führenden Spekulationparteien abgelöst wurde. Das alte Spiel: eine Gruppe starker Baissiers wirft den Markt, um dann wieder Deckungskäufe von großem Umfang vorzunehmen. Bemerkenswerth war immerhin, daß das Publikum den Spekulanten nicht folgte; und als die Urheber der spekulativen Machenschaften sich von dieser Seite im Stich gelassen sahen, mußten sie sich schleunigst zur Umkehr entschließen.

Die Hauptspielpapiere waren also vorübergehend starken Kurschwankungen ausgesetzt; dagegen wechseln die guten Anlagepapiere, die in den Händen des großen Publikums und der vorsichtig disponirenden Banken sind, wie es scheint, dauernd unter mäßigen Kurseinbußen ihre Besitzer. Im Allgemeinen scheint man darauf zu zählen, sie stets zu ungefähr den selben Kursen zurückzuerwerben zu können, rechnet also mit einer starken Stabilität der Verhältnisse. Auch wegen der von London gemeldeten Verkäufe gangbarer amerikanischer Papiere durch deutsche Firmen braucht man nicht ängstlich zu sein; es handelt sich da um Differenzen auf andere Effekten, und um sich die nöthige Deckung zu verschaffen, sind die Firmen genöthigt, gangbare Papiere, wie die Amerikaner, abzugeben. Auch ist Berlin der City stark verschuldet und kann sich auf andere Weise die Mittel zur Rimeffe nach London kaum beschaffen. Die londoner Börse hat trotzdem keineswegs Anlaß, sich zu brüsten: was sie für den europäischen Kontinent bedeutet, bedeutet ihr gegenüber Amerika. Sie geräth in immer größere Abhängigkeit von den amerikanischen Versendern und muß sich, wie aus der jüngsten londoner Emissionstatistik hervorgeht, schon gewisse Einschränkungen auferlegen. Zwar wird das Finanzjahr 1899/1900 noch einen erheblichen Ueberschuß für Großbritannien ergeben, dieses Ergebniß ist aber, abgesehen von der Preissteigerung der wichtigsten Materialien, doch auch wesentlich den billigen Weltausföhrungen zu danken, die bis zum Sommer in London bestanden. Seit dem Herbst ist ein vollständiger Umschwung eingetreten und die Bank von England ist heute eben so wie die Banken der kontinentalen Länder um den Schutz ihres Metallbestandes besorgt. Gerade das Jahr 1899 weist gegenüber dem Vorjahre einen Mehrumlauf von elf Millionen Pfund Sterling auf; und dabei sind die umfangreichen Ansprüche, die der Krieg an die Goldbestände der Bank von England stellt, noch nicht berücksichtigt, während ihr bekanntlich auf Monate hinaus die Goldquelle der Transvaal-Republik verschlossen bleibt. Natürlich erklärt man es in London für unpatriotisch, daß die Minen ihre Goldproduktion an die Burenregierung abführen, und in Ermangelung anderer Zwangsmittel ergeht sich die Regierung in der Drohung, den Gesellschaften, die so Schmähliches thun, die ihnen bisher gewährten Privilegien zu entziehen. Das hätte aber doch erst dann irgend welche Bedeutung, wenn England thatsächlich die Minengebiete beherrschte. Schließlich ist es den Gesellschaften nicht übelzunehmen, wenn sie sich nach den thatsächlichen Verhältnissen einrichten und die Interessen ihrer Aktionäre bestens wahrzunehmen suchen. Bedauerlich mag es übrigens für die Aktionäre sein, daß die Transvaal-Republik den von den Schutzvereinigungen gewährten Glauben zerstört, sie könne aus besonderer Liebe zu den Unternehmungen, denen sie Gold und Wohlstand, aber auch den Krieg verdankt, darauf verzichten, sie mit Kriegssteuern zu belasten.

Notizbuch.

Die deutschen Parlamente sind wieder versammelt und ihre Beratungen können diesmal recht lebhaft werden. Es handelt sich um den Mittelkanal und um die Vergrößerung der Flotte; und im Hintergrunde tauchen bereits die Handelsverträge auf. Den drei im buchstäblichsten Wortsinn als *piecos de resistance* zu bezeichnenden Gegenständen ist Eins gemeinsam: sie stellen die Parteien vor die Frage, ob die Interessen der großen, zum wesentlichen Theil für den Export arbeitenden Industrie künftig als die für die Richtungslinie der deutschen Politik entscheidenden betrachtet werden sollen oder ob es nützlicher ist, zu der Wirtschaftspolitik zurückzukehren, die Bismarck die nationale nannte und deren Ziel das Schlagwort „Kräftigung des inneren Marktes“ bezeichnet. Die Antwort auf diese Frage wird für die Gestaltung der deutschen Zukunft von äußerster Wichtigkeit sein. Wird der Kanal gebaut und die Flotte in dem jetzt geforderten Umfang vergrößert, dann wandeln wir, in ungünstig veränderter Zeit, Englands Bahn und können, viel früher vielleicht als das Inselreich, erfahren, wie bedenklich es ist, wenn ein großer Staat von jeder an der Peripherie eintretenden Schwankung abhängig wird. Das Deutsche Reich wird dann genöthigt sein, mit den jetzt bei uns so heftig geschwägten Mitteln des skrupellos vordringenden Imperialismus den Kundenkreis der heimischen Industrie zu erweitern, um einer wirtschaftlichen Katastrophe vorzubeugen. Nach menschlicher Boraussicht wird es so kommen. Die konservative Partei ist zwar durch die Maßregelung der Präsidenten und Landräthe, in der sie mit Recht eine schwere Gefährdung der Beamtenautorität sieht, geörgert und es ist kaum abzusehen, wie sie, ohne sich selbst im Lande zu entwurzeln, den Kampf gegen den Kanalplan aufgeben soll. Aber sie ist durch Traditionen, durch gesellschaftliche und persönliche Rücksichten brengt; und die Masse ihrer Mitglieder weiß vielleicht nicht einmal, was für sie auf dem Spiel steht. Im Ganzen scheint die parlamentarische Lage für die Regierung nicht so schlimm, wie man in den Zeitungen liest. Ihr sind die herrschenden Mächte verbündet, der große Handel und die große Industrie, die ihre Flotte haben wollen und haben müssen, — nicht etwa zum Schutz gegen einen von außen drohenden Feind, sondern, um vor der für den nächsten Winter gefürchteten Krisis bewahrt zu bleiben. Warten wirs ab. Der Publizist kann nur dafür zu sorgen versuchen, daß nicht wieder, wie bei den capriciösen Handelsverträgen, zu spät erkannt wird, worüber eigentlich die Entscheidung zu treffen war. Das Uebrige wird die Börse thun; sie war „auf Thronrede fest“.

* * *

Herr Karl Fentich bittet um Aufnahme der folgenden Zeilen:

Ihering erklärt es für die ernste Pflicht jedes Staatsbürgers, sein Recht, wenn es ihm verläßt oder streitig gemacht wird, zu verfolgen bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit. Ich halte es mehr mit jenem elbäsischen Rechtsanwält, der vor etwa einem Vierteljahrhundert einem Irenhaus 100 000 Mark vermacht hat mit der Begründung: Narren haben mich reich gemacht, so sollen denn auch Narren Etwas von meinem Reichthum kriegen! Aber ich bin tolerant und einem Juristen nehme ich es am Wenigsten übel, wenn er lieber der Fahne eines großen Meisters seines Handwerks folgt. Nur sollte ein Meister eigentlich wissen — Juristen wissen ja sonst Alles, was es im Himmel und auf Erden giebt —, daß ein Mensch, der sein

Recht gegen Behörden verfolgt, unfehlbar als Querculant behandelt und je nach Landesbrauch auf die eine oder die andere Weise unschädlich gemacht wird; im Schwabenlande liebt man es, solche Leute ins Irrenhaus zu sperren. Daß der Querculant, wenn er Beamter ist, abgesetzt wird, versteht sich von selbst. Zu den Beschädigten, die bei engem Gewissen und starkem Rechtsgefühl in die unangenehme Lage versetzt wurden, das Recht gegen die obersten amtlichen Hüter des Rechtes wahren zu sollen, gehört der frühere Amtsrichter Seidler, der jetzt als Rechtsanwalt in Landsberg a. d. W. lebt. Nicht etwa sein persönliches Recht, sondern das Recht in abstracto; auch nicht etwa das Recht, das mit uns geboren ward, das aber in den Gerichtshöfen niemals viel gegolten hat, sondern ein Stück von jenem Recht, das zum Allerheiligsten des Rechtsstaates gehört: einen Paragraphen der Prozeßordnung. Auch ist er nicht etwa ein Mann vom „schlechter“, Das heißt: demokratischer, ultramontaner, polnischer oder sonst „vaterlandloser“ Gesinnung, sondern er hat sich durch tapfere Ausführung der Maigesetze und Einsperrung von katholischen Geistlichen sogar in Lebensgefahr begeben. Wie man aus seiner Verteidigung vor der Oeffentlichkeit*) ersieht, hat das Unglück damit angefangen, daß er sich als Amtsrichter in Rottbus weigerte, eine Strafbast zu vollstrecken, weil Das nach Paragraph X der Strafprozeßordnung nicht Sache des Amtsrichters, sondern des Staatsanwaltes sei. Der Streit darüber zog sich lange hin und zum ersten Streitpunkt kamen dann, wie sich bei Beschädigten zu schiden pflegt, noch mehrere andere, aber sämmtlich nicht etwa schändem Interesse entsprungen, sondern nicht minder idealer Natur. Das Ende war die Absetzung. Wenn ich mich in den Streit von Juristen über die Auslegung eines Paragraphen mischen wollte, so wäre Das die frevelhafteste aller Annahmungen und Kompetenzüberschreitungen. Aber ich habe, wahrhaftig nicht zu meinem Vergnügen, sondern nur, weil ich nicht leicht eine Bitte abschlagen kann, Seidlers Schrift wenigstens durchgelesen und die darin vorkommenden Entscheidungen der hohen Senate zwar nicht verstanden — welcher deutsche Laie wäre im Stande, das Juristendeutsch auch nur grammatisch zu verstehen! —, aber doch in dem allgemeinen Dunkel eine verhältnißmäßig lichte Stelle bemerkt, die Thatfache nämlich, daß dem unbequemen Manne keine Gesetzesübertretung, sondern immer nur Insubordination vorgeworfen wird. Und Das scheint mir eine Thatfache zu sein, die auch die Gesamtheit angeht. Subordination als vornehmste Pflicht des preussischen Richters: Das hat meinem ohnehin wackeligen Vertrauen in die Unabhängigkeit des Richterstandes einen weiteren starken Stoß versetzt und ich schließe nun die Dame mit den kluger Weise verbundenen Augen und der überflüssigen Wage noch inbrünstiger als bisher in die siebente Bitte ein.



Sehr drollig sind zuweilen die Ergießungen, die in einem größeren westdeutschen Blatt ein „alter preussischer Offizier“ sich über die Engländer im Burenkriege leistet. Augenscheinlich ein wackerer, wissenschaftlich wie praktisch wohlbeschlagerener Herr, der seinen Felddienst und Clausewizens Buch vom Kriege gut im Kopf

*) Die gefeßlich unmöglichen Verurtheilungen des Amtsgerichtsraths Seidler durch die Disziplinarsenate des königlichen Kammergerichtes. Altengetrenn dargestellt und kritisch beleuchtet vom Verurtheilten. Zweite, vervollständigte Auflage. Berlin, Kommissionsverlag von Zimberg und Lesson, 1899.

hat, aber die Bewegungen der Briten mit einem so hellen Kerker verfolgt, als ob er seine eigenen „Kerker“ auf dem Exerzierplatz zu Kurantzen hätte. Der Preuße wird seine rothköpfigen Kollegen am Ende so lange über den Nutzen aufklärender Patrouillen und die Verwerflichkeit roher Frontalangriffe belehren, bis selbst die sonst Unbelehrbaren Etwas profitirt und sich — zum großen Schaden nicht blos der beiden Republiken — geändert haben. Denn mögen die Buren uns Deutsche nun bevorzugen oder auch ferner sämtliche Uislanders in beleidigender Rechtlosigkeit halten wollen, Eins ist sicher: sie haben uns den bohrenden englischen Gähnen aus unserer braun und blau gepufften Platte gezogen; ihnen allein verdanken wir Samoa. Außerdem haben sie so vortreffliche solbatische wie allgemein menschliche Züge gezeigt, daß es eine Schande und ein Jammer wäre, wenn diese Handvoll Gentlemen wirklich doch zuletzt

patesta all-
 igt und seine
 , die lieben
 und ereifert
 er noch nicht
 en für Ver-
 fruchtbaren
 Alles, was
 eint die Er-
 a eine „Vo-
 mindestens
 b Ritschener,
 sein. Die
 atbestandes
 genügendes
 ate vielleicht
 reizzuführen,
 sei nicht vor
 neidischen
 n.

„how don' einer gemetzlichen Soldateska brutalisirt wurde. Diese Soldaten zu heben, sie klug zu machen, ihr zu zeigen, wie man sich besser anschießen könnte, die Kräfte aufspart, nur damit mehr Buren als bisher totgeschossen werden könnten, die Engländer aber wieder ein Bißchen frecher werden könnten, dazu schreibt er sich „ein alter preussischer Offizier“. Er fühlt sich gekränkt, wenn man immerhin genug auf ihn hört, und ist ungemein befriedigt, wenn seine Anregungen zu einer Besserung der englischen Feldartillerie oder geschlosseneren Führung auf dem Schlachtfeld Boden finden. Möchte der Triumph seinen Bemühungen fehlen: Das ist man wünschen kann . . . Diesem Wunsch eines Lesers der „Zukunft“ schließt sich eine Forderung an. Es geht den Engländern schlecht, was Chamberlain „Zeitmaßregel“ nannte, ist längst zu einem ernstesten Krieg gegen einen ebenbürtigen Gegner geworden, und wenn die neuen Führer, Roberts und Buller, nicht Hilfe bringen, wird es um das britische Prestige bald übel bestellt. Die Verhinderung fremder Schiffe, über die man ohne genaue Kenntniß des Rechts und der völkerrechtlichen Bräuche nicht reden sollte und die ein recht und ein Argument für die Vermehrung der deutschen Schlachtslotte bildet, können den Zweck haben, eine Intervention der festländischen Großmächte herbeizuführen, die dem englischen Ministerium den Vorwand böte, sagen zu können, es sei dem „kleinen Farmervolk“ in Südafrika zurückgewiesen, sondern vor den Kontinentalstaaten mitten auf dem Weg zum Siege gehemmt worden.

Kaisers im
 r und dessen
 folgende be-
 in Kammer-
 et begrüßen
 Vorhang fällt
 ch sehe den
 herherr von
 laubte, ein
 umgehen zu
 Bühne stehen
 hen Paaren
 begrüßt, der

Vor einiger Zeit hat Frau Réjane auf Wunsch des Deutschen am Berliner Hoftheater gespielt. Nach der Vorstellung wurde sie vom Kaiser empfangen. Darüber hat Frau Réjane jetzt im Figaro das Folgende berichtet: „Am Ende des dritten Aktes von 'Madame Sans-Gêne' kam der Kaiser zu mir und fragte mich, ob ich Ihre Majestät vor meiner Abreise begrüßen wollte; auf mein etwas verwirrt gestammeltes 'Ja' geht er weg. Der Vorhang fällt nach dem vierten Akt, die Hervorrufe werden immer stürmischer und der Kaiser mitten in seiner Loge stehen und kräftig applaudiren. Der Kaiser tritt vorhin erscheint wieder, reicht mir den Arm und führt mich fort. Ich gehe auf das Stockwerk emporsteigen und um die eine Hälfte der Balconlogen herum zu stehen. Aber mein Cavalier bleibt plötzlich im Erdgeschoß nah bei der Loge stehen und führt mich in eine Art Salon, wo sich bereits eine Dame mit fast weißem Haar befindet, die außerordentlich vornehm aussieht und mich wie Jemanden E

erwartet wird. Es war die Kaiserin. Man hat wohl⁶ geglaubt, dadurch, daß man mich zuerst einer Frau, mag sie auch Kaiserin sein, gegenüberzustellen gerühte, das erste Zusammentreffen mit einem Manne, der eine Französin so verwirren muß wie der Deutsche Kaiser, zu mildern. Ich fand Das sehr ‚hic‘, sehr französisch. Und ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich sehr gerührt fühlte. Fünf Minuten verstrichen, während deren ich unzählige Liebenswürdigkeiten zu hören bekomme. Ich höre sie entzückt an und denke: ‚Jetzt kommt er!‘ Aber ich sage mir: ‚Schließlich hat er ja nicht den Krieg geführt‘ und tausend ähnliche Dinge, als der Kaiser plötzlich auf der Schwelle des kleinen Salons erscheint. Die Kaiserin wies mich an ihn mit den Worten: ‚Da ist der Kaiser, der besser als ich die Freude zum Ausdruck bringen kann, die wir heute Abend empfunden haben.‘ Er ist in eine dunkle und sehr diskret gehaltene Uniform gekleidet. Er sieht genau so aus wie auf den Photographien. Er trat an mich heran und ließ sich in reinem Französisch über die Schönheit der Kostüme, über den Geist und die Feinheit des Stückes und über die unausgesetzte elastisch emporschwellende Handlung aus. ‚Herr Sardou ist in der That ein äußerst geschickter Bühnendichter‘ sagte er. Als er von dem intimen Napoleon sprach, den Sardou aus dem historischen herausdestillirt hat, erlaubte ich mir die Bemerkung: ‚Dieser Napoleon in Pantoffeln hat unseren Sardou verführt und das Publikum sehr belustigt, denn wir wissen, er ist so groß, daß es uns gestattet ist, ihn etwas zu verkleinern.‘ Ich liebte das Stück bereits sehr, als ich es in deutscher Sprache aufführen sah,‘ erwiderte der Kaiser galant, ‚aber ich würdige und kenne es erst seit heute Abend recht.‘ Indem er mir eine glückliche Reise wünschte, fügte er hinzu: ‚Ich danke Ihnen für die ausgezeichneten Vorktionen, die Sie unseren deutschen Künstlern gegeben haben.‘ Ich gestattete mir das Vergnügen, den Statisten, die das Theater gestellt hat, ein berechtigtes Lob zu spenden, und sagte: ‚Majestät, ich habe heute meine Kameraden darauf aufmerksam gemacht, mit welcher Disziplin und welcher Intelligenz die Statisten sich in den Rahmen der Darstellung einfügten.‘ Diese Bemerkung schien dem Kaiser zu gefallen. ‚Dann müssen Sie mir danken,‘ sagte er, ‚denn ich hatte Befehl gegeben, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bliebe.‘ Er fügte dann noch einmal höflich hinzu: ‚Glückliche Reise!‘ und entfernte sich mit seiner Umgebung, nachdem er dem Marquis de Noailles gesagt hatte: ‚Ihnen kommt das Vergnügen zu, Madame heimzuleiten.‘¹⁴ Deutsche Leser werden von dieser Schilderung einigermaßen befreundet sein. Frau Rôjane ist eine außerordentlich begabte Spielerin, die in dem jämmerlichen Napoleonstück Sardous ihre feinsten und stärksten Künste dem Kaiser nicht zeigen konnte; aber daß sie berufen sein sollte, ihren deutschen Kollegen, etwa Raikowsky oder der Sorma, „Vorktionen zu geben“, hat bisher kein Sachkenner geglaubt. In seinem eigenen Hause konnte der Kaiser die kinderleichteste Rolle der Madame Sans-Gêne von Hedwig Riemann so kräftig und wirksam gespielt sehen, wie es Frau Rôjane selbst in jüngeren Tagen nicht vermochte. Neues konnte diese Leistung uns nicht lehren. Neu ist nur die Hdufung der Höflichkeiten, die vom Kaiser und von dessen Frau einer Schauspielerin erwiesen wurden. Wenn die kecke kleine Dame wirklich dem Enkel der Königin Luise die unermessliche Größe Bonapartes gepriesen hat, dann hat sie einen in Sardous Anekdotenfrnn historischen Moment erlebt, — freilich einen, an den Deutsche nur mit unerfreulich gemischten Empfindungen zurückdenken werden.